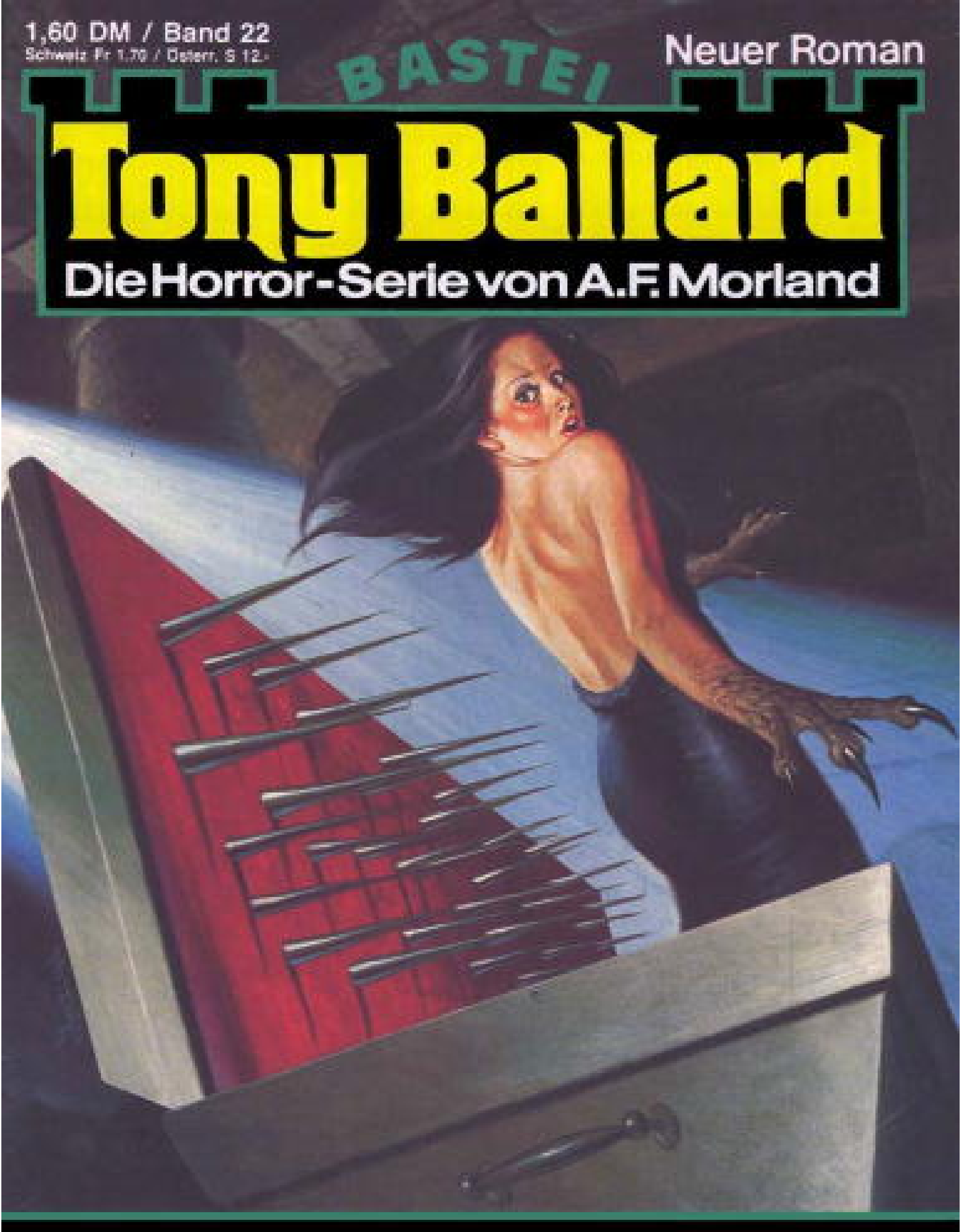


Der Sarg der tausend Tode



Der Sarg der tausend Tode

Tony Ballard Nr. 22

von A.F.Morland

erschienen am 22.07.1983

Der Sarg der tausend Tode

Graue Schlieren krochen über den Asphalt. Niemand sah sie. Niemand hätte gewußt, daß es sich hierbei um einen starken, gefährlichen Zauber handelte. Die Schlieren bewegten sich auf die Fahrbahnmitte zu, wurden zu dunklen Flecken, die in den Straßenbelag einsickerten und verschwanden.

Eine Weile geschah nichts. Der Spuk schien vorbei zu sein, doch der friedliche Schein trog, denn unter dem Asphalt keimte die Gefahr. Wuchernd nahm sie zu, konzentrierte sich und begann Formen anzunehmen. Buckel entstanden im Fahrbahnbelag.

Der Asphalt schien Blasen zu werfen, und aus diesen Blasen wurden allmählich dunkelgraue Monsterratten…

Ernest Fitzpatrick lächelte. Seit vierzehn Jahren arbeitete er als Taxifahrer, aber so einen ulkigen Fahrgast hatte er noch nie befördert.

Der Mann war voll wie eine Strandhaubitze, aber deswegen nicht unangenehm, sondern eher unterhaltsam.

Es gibt Menschen, die werden krakeelig, wenn sie Alkohol trinken. Sie stänkern herum und suchen Streit. Andere wiederum blicken erst zu tief ins Glas, und dann setzen sie sich hin, und das heulende Elend überkommt sie.

Und dann gibt es Leute wie Jerry Malding. Sie sind witzig, amüsant, wollen die ganze Welt umarmen und an ihrem Glück teilhaben lassen. Fitzpatrick lachte Tränen über seinen Fahrgast, und es tat ihm nicht nur aus geschäftlichen Gründen leid, daß die Fahrt nicht länger dauerte.

»Dort vorne wohne ich schon«, sagte Jerry Malding und lachte.

»Meine Güte, der Lebenskampf beginnt für mich erst. Meine Alte ist eine herzensgute Frau. Nur eines kann sie nicht vertragen: Wenn ich schlucke. Und dabei tu' ich's so furchtbar gern. Soll ich Ihnen verraten, was in wenigen Minuten passiert? Die Alte steht mit dem Nudelholz hinter der Tür, ich hänge meinen Hut über die Faust und zieh' ihn blitzschnell zurück, wenn sie zuschlägt. Ich hab' das schon mal gemacht. Sie konnte den Schwung nicht rechtzeitig abfangen und schlug sich selbst das Knie blau. Mann, hab' ich gelacht.«

Fitzpatrick lachte jetzt mit ihm. Und zwar so herzlich, daß er sich die Tränen aus den Augen wischen mußte, weil er die Straße nur noch verschwommen sah.

Er nahm den Fuß vom Gaspedal und ließ das Taxi vor dem Haus ausrollen, in dem Jerry Malding wohnte.

»Haben Sie Lust, mit hochzukommen und sich den Kampf anzusehen?« fragte Malding.

Fitzpatrick grinste. »Vielen Dank, ich bin nicht scharf auf eine Beule.«

»Ich sollte sämtliche Nachbarn wecken und Eintrittskarten verkaufen, damit sich die Show lohnt.« Malding schlug sich auf die Schenkel. »Und wissen Sie, was ich mir mit dem Geld, das hereinkäme, kaufen würde? Eine Pulle Scotch! Hahaha!«

Ernest Fitzpatrick schüttelte den Kopf. Malding war ein sympathisches Urviech.

»Was kriegen Sie?« fragte der Fahrgast.

Fitzpatrick las den Fahrpreis vom Zähler ab. Malding rundete kräftig auf und sagte: »Hier, kaufen Sie sich für den Rest ein Eigenheim.«

»Danke, Sir«, sagte Fitzpatrick, stieg aus und öffnete die Tür für den Fahrgast. Das machte er nicht bei jedem.

Jerry Malding schob sich aus dem Fahrzeug, richtete sich wankend auf, sah den Taxifahrer mit glasigen Augen an und legte ihm die Hand auf die Schulter.

»Denken Sie in ein paar Minuten an mich.«
»Ich drücke Ihnen die Daumen«, sagte Fitzpatrick.
»Damit es mit einem Trick klappt. Dann läuft die Alte morgen wieder mit ‘ner blau schillernden Kniescheibe herum. Hahaha!«
Malding boxte den Taxifahrer freundschaftlich in die Rippen und begab sich zur Haustür.
Ernest Fitzpatrick sah ihm lachend nach. Der Mann stocherte mit dem Schlüssel umständlich im Türschloß herum. Als er endlich Glück hatte, schwang die Tür auf. Jerry Malding verschwand dahinter, und Ernest Fitzpatrick setzte sich wieder in seinen Wagen.
Er schüttelte abermals den Kopf. Es hätte ihm gefallen, wenn er nur solche Fahrgäste gehabt hätte, dann wäre die Arbeit ein Vergnügen gewesen, und die Nacht wäre im Fluge vergangen.
Fitzpatrick schaltete den Zähler aus, trug die Einnahme ein und fuhr weiter. An der nächsten Straßenecke stand ein Mann. Er winkte. Ernest Fitzpatrick fuhr links ran.
»Taxi, Sir?«
»Ja.« Der Mann öffnete den Wagenschlag und setzte sich in den Fond.
Fitzpatrick erkundigte sich nach dem Fahrtziel. Der Fahrgast nannte es ihm. Fitzpatrick nickte und schaltete die Uhr ein. Während er losfuhr, warf er hin und wieder einen Blick in den Innenspiegel.
Jerry Malding und dieser Mann waren wie Tag und Nacht. Der neue Fahrgast war ernst und verschlossen, machte aber einen vertrauenerweckenden Eindruck. Fitzpatrick versuchte ein Gespräch in Gang zu bringen.
Es klappte nicht. Er erzählte von Jerry Malding und mußte selbst wieder lachen, doch der Mann blieb ernst. Er schien Sorgen zu haben. Hin und wieder drehte er sich um und schaute durch das Heckfenster, als wollte er sich davon überzeugen, daß ihnen niemand folgte.
Fitzpatrick fragte sich, was seinen Fahrgast beunruhigte. War der Mann in Schwierigkeiten? Der Taxifahrer wußte nicht, wie er den Fahrgast dazu bringen konnte, mit ihm über sein Problem zu sprechen.
Ernest Fitzpatrick hatte einen großen Fehler – das wußte er auch –, er war furchtbar neugierig. Wenn er irgend etwas nicht erfahren konnte, machte ihn das beinahe krank.
»Sie sehen aus, als könnten Sie mit etwas nicht fertigwerden, Sir«, sagte er gespannt. »Verzeihen Sie, wenn ich das so sage, aber ich würde Ihnen gern helfen, wenn ich kann.«
Der Mann senkte den Blick. »Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mich in Ruhe ließen.«
»Entschuldigung«, sagte Ernest Fitzpatrick beleidigt.
»Tut mir leid, ich wollte Sie nicht verletzen.«
Ernest Fitzpatrick nahm die Entschuldigung mit einem knappen

Schulterzucken an und richtete kein Wort mehr an den Fahrgast.
Wenn der Mann nicht reden wollte, war es auch gut.
Fitzpatrick wollte sich nicht noch einmal so über den Mund fahren lassen. Das hatte er nicht nötig. Er konnte auch schweigen. Es fiel ihm zwar nicht leicht, aber er schaffte es, wenn's gewünscht wurde.
Ein wenig verstimmt konzentrierte er sich mehr aufs Fahren. Er blinkte links und bog ab. Es war spät, und Londons Straßen waren ziemlich leergefegt. Die Weltstadt schlief – bis auf einige wenige Ausnahmen.
Fitzpatrick spürte Müdigkeit in sich aufsteigen. Er wischte sich mit der Hand über die Augen, denen er im nächsten Moment nicht mehr traute, denn was er sah, durfte es eigentlich nicht geben.
Monsterratten!
Die gesamte Fahrbahn war von ihnen bedeckt.

***

»Großer Gott!« stöhnte der Taxifahrer. Er bremste abrupt. Der Fahrgast rutschte nach vorn. Nun sah er die riesigen, dunkelgrauen Tiere, von denen es auf der Fahrbahn wimmelte.
Sie waren viel größer als gewöhnliche Ratten. Wenn sie sich aufrichteten, erreichten sie eine Höhe von einem halben Meter, und ihre Pfoten waren mit blitzenden Krallen versehen.
Ernest Fitzpatrick glaubte, den Verstand verloren zu haben. Er fragte sich verdattert, wo diese Tiere herkamen, wieso solche Riesenexemplare überhaupt existierten.
Dichtgedrängt kamen die Ratten näher. Fitzpatrick fuhr sich mit dem Finger in den Hemdkragen, der von Minute zu Minute enger zu werden schien. Er stieß die Luft geräuschvoll aus.
»Haben Sie solche Tiere schon mal gesehen?« preßte er nervös hervor. »Hier kann es nicht mit rechten Dingen zugegen!«
»Fahren Sie weiter!« verlangte der Fahrgast.
Ernest Fitzpatrick wandte sich entgeistert um. »Mitten durch die Ratten?«
»Ja. Fahren Sie los! Fahren Sie! Geben Sie Gas!«
»Da komm' ich doch nicht durch. Ich würde in diesem Rudel steckenbleiben.«
»Vielleicht machen Sie Platz.«
»Die? Nie. Sehen sie sich diese verdammten Viecher doch an. Sie sind hungrig und aggressiv. Sie werden uns angreifen!«
»Rückwärtsgang«
»Zu spät«, stöhnte der Taxifahrer, denn die Monsterratten waren bereits am Wagen vorbeigeflitzt und blockierten jetzt auch hinter dem Fahrzeug die Straße.
Ernest Fitzpatrick schwitzte. Das Taxi war eingekreist, und

Fitzpatrick fragte sich, wie es nun weitergehen würde. Die Ratten starrten ihn mit kalten, mordgierigen Augen an.

Er hatte in seinem ganzen Leben noch nie so viel Angst gehabt.

Sein Herz trommelte aufgeregt gegen die Rippen, während sich seine Finger so fest um das Lenkrad krampften, daß die Knöchel weiß durch die Haut schimmerten.

»Diese Bestien muß die Hölle ausgespien haben!« sagte Fitzpatrick.

Die Monsterratten verharrten reglos.

»Was nun?« fragte Fitzpatrick. »Denen genügt es doch nicht, uns nur aufgehalten zu haben. Mein Gott, mit diesen Zähnen kann es für sie kein Problem sein, sich durch das Wagenblech zu fressen.«

Er zählte sie nicht. Es waren auf jeden Fall viele. Zu viele. Und Fitzpatrick fürchtete um sein Leben und um das seines Fahrgastes.

Die Monsterratten drängten sich näher an das Fahrzeug heran.

Fitzpatrick vernahm das schrille Schaben und Kratzen ihrer Krallen, die sie über das Blech zogen. Die gesamte Straße bewegte sich. Fitzpatrick schluckte trocken.

Würde er von hier noch mit heiler Haut wegkommen? Er konnte es sich nicht vorstellen. Über den Schädeln und Schnauzen der Monsterratten entstand ein rätselhaftes, unheimliches Flüstern.

Konnten die Tiere etwa sprechen? Es hörte sich so an, als ob sie flüsterten. Fitzpatrick hörte genau hin. »Was sagen sie?« fragte er den Fahrgast. »Können Sie sie verstehen? Es ist immer dasselbe Wort.«

»Es ist ein Name«, sagte der Mann mit finsterer Miene. »Mein Name: Fystanat.«

»Tatsächlich. Jetzt höre ich es ganz deutlich. Fystanat.«

Von überallher kam dieses unheimliche Flüstern. Es hüllte das Taxi ein, drang in das Fahrzeug und machte Ernest Fitzpatrick Angst. Sein Fahrgast hieß Fystanat. Ein ungewöhnlicher Name, aber bitte… Jeder konnte nicht Fitzpatrick heißen.

Doch woher wußten diese Tiere, wie der Mann im Fond hieß?

Und wieso konnten sie seinen Namen aussprechen? Dem Taxifahrer wurde immer unheimlicher zumute.

Verdammt noch mal, was für ein Horror lief denn hier? Riesenratten, die reden konnten! Ein Mann, dessen Namen sie kannten!

Was bezweckten diese Tiere mit ihrem Überfall?

»F-y-s-t-a-n-a-t-!« Es geisterte durch das Fahrzeug.

»Was werden diese Bestien tun?« fragte Fitzpatrick mit belegter Stimme.

»Fyastanat, steig aus!« drang es in den Wagen.

Fitzpatrick blickte den Fahrgast entsetzt an. »Haben Sie das gehört? Die Ratten verlangen, daß Sie aussteigen. Das werden Sie doch hoffentlich nicht tun.«

»Ich habe keine andere Wahl«, sagte Fystanat.

»Mein Gott, diese Bestien bringen Sie um.«
»Wenn ich nicht rauskomme, kommen Sie herein. Wäre Ihnen das lieber?«
»F-y-s-t-a-n-a-t-!«
Der Mann griff nach der Türverriegelung.
»Bleiben Sie hier, Mr. Fystanat!« stieß Fitzpatrick aufgeregt hervor. »Vielleicht kann ich die Blockade doch mit dem Wagen durchbrechen. Ich gebe Vollgas, und wir rasen los. Wenn wir Glück haben, kommen wir durch!«
Fystanat schüttelte den Kopf. »Es würde nicht gelingen.«
»Dann hätten wir's wenigstens versucht! Ich kann doch nicht zulassen, daß Sie in den sicheren Tod gehen!«
»Und ich darf Sie nicht in Gefahr bringen. Wenn die Ratten mich haben, werden sie Sie in Ruhe lassen.«
Fitzpatrick schüttelte heftig den Kopf. »Das ist keine Lösung.«
»Es ist die einzige Chance, die Sie haben. Sie wollen doch nicht sterben, oder?«
»Was für eine Frage. Natürlich nicht. Aber wie steht's mit Ihnen? Hängen Sie nicht auch an Ihrem Leben?«
»Ich werde kämpfen.«
»Gegen diese Monster? Mit denen werden Sie niemals fertig. Ich beschwöre Sie, ich flehe Sie an, Mr. Fystanat, steigen Sie nicht aus.«
»Es muß sein«, erwiderte Fystanat entschieden, und dann schnappte das Türschloß.
Ernest Fitzpatrick standen vor Schreck die Haare zu Berge. Fystanat öffnete den Wagenschlag. Der Taxifahrer wollte ihn packen und zurückreißen, doch Fystanat stieg schneller aus, als Fitzpatrick ihn erwischen konnte.
Bewegung im Rattenrudel. Das Ziel aller Tiere war Fystanat. Am Taxi verloren sie jegliches Interesse. Die Fahrbahn leerte sich. Eine Weiterfahrt war möglich.
Ohne es zu wollen, drückte Ernest Fitzpatrick das Gaspedal bis zum Anschlag durch. Mechanisch ließ er die Kupplung kommen.
Seine Gedanken waren ausgerastet.
Er handelte nur noch wie ein Automat. Er konnte nicht mehr denken, ob es richtig oder falsch war, loszurasen. Ihm kam nicht in den Sinn, daß er Fystanat im Stich ließ.
Eine dumpfe Leere breitete sich in seinem Kopf aus, und die Realität versank um ihn herum wie in einem dunkelgrauen Sumpf.
Die Pneus pfiffen schrill, drehten durch, weil auf die Räder zuviel Kraft einwirkte.
Als sie griffen, schoß das Taxi vorwärts. Fitzpatrick schaltete hoch, ohne zu überlegen. Häuserfronten fegten links und rechts an ihm vorbei. Er nahm sie kaum wahr.

Verdattert starrte er durch die Frontscheibe, und er hatte keine Ahnung, was in diesem Augenblick mit Fystanat passierte.

***

Wir verließen den finsteren Kanalstollen, in dem sich ein mörderisches Finale abgespielt hatte. Ich war froh, daß es vorbei war.

Mago, der Schwarzmagier, und Rufus, der Dämon mit den vielen Gesichtern, hatten sich zusammengetan und einen tückischen Plan ausgeheckt. [1]

Einen Plan, den wir glücklicherweise durchkreuzen konnten.

Mago wollte sich in den Besitz von Mr. Silvers Höllenschwert bringen. Um dieses Ziel zu erreichen, ließen sie sich einen besonders gemeinen Trick einfallen.

Frank Esslin, unser Freund, hätte ihnen die Waffe verschaffen sollen. Wir hatten Frank auf dem Schiff der schwarzen Piraten verloren, als Rufus – von Mr. Silver in die Enge getrieben – sich selbst zerstörte und sich damit in Sicherheit brachte. [2]

Er nahm Frank mit, und wir fürchteten, den Freund nie mehr wiederzusehen. Wir nahmen an, Rufus' Magie habe ihn getötet, und damit kamen wir der Wahrheit sehr nahe.

Frank war nur noch nicht ganz tot. Er befand sich in einem Zwischenstadium, aus dem ihn Rufus wiedererwecken konnte. Er benützte dazu die Totenuhr, einen gefährlichen Energie-Vampir.

Die Uhr saugte einem Mann namens Kevin Webb das Leben aus, und Rufus sorgte dafür, daß es Frank Esslin bekam. Doch mit diesem einen Leben war Frank Esslin noch nicht stark genug, um das Höllenschwert gefahrlos anfassen zu können.

Rufus wollte ihm weitere Energien zuführen, und um ein Haar hätte Frank Esslin, auf dem Umweg über die Totenuhr, auch mein Leben gekriegt, denn ich war bereits an das große Zifferblatt gekettet, und wenn Mr. Silver nicht im letzten Moment eingegriffen hätte, wäre ich verloren gewesen.

Der Höllenplan ging schief, aber Rufus, Mago und Frank Esslin, der von nun an auf der Seite unserer Gegner stand, konnten sich aus dem Staub machen.

Mir wäre es lieber gewesen, wenn es uns nicht nur gelungen wäre, den Plan zu durchkreuzen, sondern auch Rufus und Mago für immer zur Hölle zu schicken.

Vor allem Rufus war schon viel zu lange im Spiel, und ich sehnte den Tag herbei, an dem ich ihm ein für allemal den Garaus machen konnte. Im Moment mußten wir uns damit bescheiden, daß Mr. Silver weiterhin im Besitz des Höllenschwertes blieb, das Mago so gern gehabt hätte.

Feuchtkühle Themseluft strich über unsere Gesichter. Wir stiegen die

Uferböschung hinauf, hatten wieder einmal eine Schlacht gewonnen, ohne daß wir uns darüber freuen konnten, denn der ganz große Erfolg war uns versagt geblieben, und wir wußten nun, daß wir Frank Esslin endgültig verloren hatten.

Das war ein schmerzhafter Stachel, der in meinem Fleisch steckte, und ich haßte Rufus deswegen mehr denn je. Eines Tages würde ich ihm für alle seine Greueltaten die Rechnung präsentieren, und ich würde keine Gnade walten lassen.

Neben mir gingen der PSI-Professor Bernard Hale und sein chinesischer Lieblingsschüler Chao Kai. Wir hatten schon einmal Seite an Seite gegen gefährliche Zombies gekämpft. [3]

Seither standen wir miteinander in lockerer Verbindung, sahen uns hin und wieder oder telefonierten. Hale und sein Schüler hatten sich wacker geschlagen.

Nun fragte der Parapsychologe, der eine komplizierte Berechnungstechnik entwickelt hatte, um schwarze Aktivitäten rechtzeitig aufzuspüren: »Darf ich Sie noch zu einem Drink einladen, Tony?«

Ich nickte. »Ein kräftiger Schluck kann uns jetzt allen nur guttun.«

Wir kehrten zu Nick Billingtons Tankstelle zurück, wo mein weißer Peugeot 504 TI stand. Die Tankstelle war von Magos Schergen überfallen worden, Ursprünglich hatten die Schwarzblütler Nick Billington zur Totenuhr verschleppen wollen.

Als dem Tankstellenpächter aber zwei Männer – Kevin Webb und Oliver Treath – zu Hilfe kamen, disponierten die Höllenwesen um und wollten alle drei Männer mitnehmen.

Das klappte jedoch nicht, weil der von Melissa Billington alarmierte Professor und sein Schüler die Ungeheuer verscheuchten, und so blieb in ihren Klauen nur Kevin Webb hängen, für den wir leider nichts mehr tun konnten.

Als wir die Tankstelle erreichten, war sie bereits geschlossen.

Alle Lichter waren gelöscht. Die Billingtons waren nach Hause gegangen, und auch Oliver Treath war nicht mehr da.

Ich nahm an, daß er sich jetzt im Krankenhaus befand, um die Wunde versorgen zu lassen, um die sich Melissa Billington gekümmert hatte, so gut sie es vermochte.

Wir stiegen in den Peugeot. Bernard Hale wohnte nicht weit von hier. Er setzte sich zu uns in den Wagen. Ich startete den Motor und schaltete die Fahrzeugbeleuchtung ein.

Selbst für diese kurze Strecke legte ich den Gurt an. Das machte ich schon automatisch.

In Bernard Hales Haus bewirtete uns dann Chao Kai mit den Drinks, und es blieb nicht aus, daß wir über den Fall sprachen, der uns allen noch in den Knochen steckte.

Wir blieben nicht sehr lange bei Hale. Der eiskalte Biß des Energie-Vampirs machte mir ein wenig zu schaffen. Ich sehnte mich nach meinem Bett und nach erquickendem Schlaf.

Ich stellte das leere Pernodglas auf den Tisch. »Vielen Dank für den Drink«, sagte ich und erhob mich. »Aufbruch«, sagte ich zu Mr. Silver. »Oder hast du vor, hier zu übernachten?«

Der Ex-Dämon stand ebenfalls auf. »Chao Kai. – Professor.« Er nickte den beiden zu.

»Was halten Sie davon, wenn wir mal alle zusammen ausgingen, Tony?« fragte der Parapsychologe. »Sie und Vicky Bonney, Mr. Silver und Roxane, Chao Kai und ich…«

»Lance Selby und Oda«, fügte Mr. Silver hinzu. »Sie könnten mit Ihrem Kollegen stundenlang fachsimpeln. Vielleicht ließen sich auch noch Professor Zamorra und Nicole Duval überreden, von Frankreich herüberzuretten, dann könnten wir den Festsaal des Hilton mieten und ein Dämonenjäger-Symposion abhalten.«

»Ich komme auf Ihren Vorschlag demnächst zurück«, sagte ich zu Bernard Hale und verließ mit meinem Freund das Haus des PSI-Professors.

Der Ex-Dämon ließ sich neben mir auf den Beifahrersitz fallen und sagte: »Los, Tony, gib den Pferden die Sporen. Roxane wartet zu Hause auf mich. Ich möchte ihr noch was Nettes ins Ohr flüstern.« Er kniff schelmisch ein Auge zu.

»Ist es dafür nicht schon zu spät?« sagte ich schmunzelnd.

»Deshalb möchte ich ja, daß du dich beeilst.«

»Ich werde sehen, was ich für dich tun kann«, versprach ich und ließ den Peugeot anrollen. Es war ein gutes Gefühl, Mr. Silver neben sich sitzen zu haben.

Er strahlte Sicherheit aus. Lange Zeit war das nicht der Fall gewesen, denn er hatte seine übernatürlichen Fähigkeiten im Kampf gegen einen Höllenschergen verloren. [4]

Mittlerweile war es ihm gelungen, im Tunnel der Kraft wiederzuerstarken, und man konnte behaupten, daß er wieder der alte war, was mich natürlich sehr beruhigte. [5]

Die schwarze Macht hatte den Fehler begangen, nicht schnell genug zu schalten. Sie hätte Mr. Silver während seiner Schwächephase angreifen müssen, denn sein Name stand schon viel länger als meiner auf ihrer Abschußliste.

Natürlich waren wir froh darüber, daß die Hölle einen solchen Angriff versäumt hatte. Sollte er jetzt erfolgen, würden die Schwarzblütler ihr blaues Wunder erleben.

Der Ex-Dämon hatte im weitverzweigten Kanalsystem bewiesen, daß er wieder voll da war. Rufus und Mago hatten es vor allem ihm zu verdanken, daß sie nicht so zum Zug gekommen waren, wie sie sich

das vorgestellt hatten.

Nun knirschten sie wahrscheinlich wütend mit den Zähnen und sannen auf Rache. Vielleicht würde Mago auf eine andere Weise versuchen, sich in den Besitz des Höllenschwerts zu bringen. Es war auf jeden Fall angeraten, unsere Wachsamkeit nicht einschlafen zu lassen.

Mr. Silver schüttelte den Kopf. »Es will mir nicht aus dem Sinn«, knurrte er.

»Was?«

»Die Sache mit Frank. Es widerstrebt mir, zu akzeptieren, daß wir ihn wirklich für immer verloren haben.«

»Siehst du denn eine Chance, ihn auf unsere Seite zurückzuholen?« fragte ich. Es gab manchmal Tricks, mit denen man schwarze Kräfte umdrehen oder aufheben konnte.

Für jeden Zauber gab es einen Gegenzauber, und alle Formeln befanden sich im Niemandsland des Bösen, auf dem Stein der schwarzen Sprüche.[6]

Aber lag die Sache in Frank Esslins Fall so einfach?

Er war nicht verzaubert worden. Rufus hatte ihn auf eine komplizierte Weise umgepolt. Die Totenuhr hatte dabei mitgeholfen, und für mich war es fraglich, ob selbst Rufus ohne die Uhr daran etwas rückgängig machen konnte.

»Wie wird es mit Frank weitergehen?« fragte ich.

»Er wird sich mit viel Eifer um die Hölle verdient zu machen versuchen«, meinte der Ex-Dämon. »Für ihn gibt es jetzt nichts Erstrebenswerteres mehr, als in der Höllenhierarchie aufzusteigen. Er wird alles daransetzen, um innerhalb der schwarzen Macht Karriere zu machen.«

»Das größte Ansehen könnte er erringen, wenn es ihm gelingen würde, mich zu töten«, sagte ich bitter. Meine Augenbrauen zogen sich zusammen. »Wenn mir das jemand vor ein paar Tagen gesagt hätte, hätte ich ihn für verrückt gehalten.«

»Vielleicht gibt es eine Möglichkeit, Frank zurückzugewinnen. Wir müssen nur intensiv genug danach suchen, Tony.«

»Ich kann dir nicht sagen, wie glücklich ich wäre, wenn uns das gelänge, Silver.«

Der Hüne mit den Silberhaaren riß plötzlich die perlmuttfarbenen Augen auf. »Vorsichtig, Tony!« brüllte er.

Ich schaute nach rechts. Da raste ein Kamikaze auf uns zu. Ein Taxi! Es ist bekannt, daß Taxifahrer nicht gerade zu den rücksichtsvollsten Verkehrsteilnehmern gehören, aber was dieser Mann sich erlaubte, schoß den Vogel ab.

Ich spürte, wie mir das Blut aus dem Gesicht wich, und meine Bauchmuskeln krampften sich zusammen. Das Taxi schien uns mit

Absicht und mit voller Wucht rammen zu wollen.

Wenn der Fahrer vorhatte, sich umzubringen, warum steuerte er seinen Wagen dann nicht gegen eine Hausmauer? Warum mußten es ausgerechnet wir und unser Peugeot sein?

Das Fahrzeug raste heran. Bremsen hatte keinen Sinn, denn dann hätte uns der andere Wagen auf jeden Fall erwischt. Also gab ich Vollgas und drehte wie von Sinnen am Lenkrad.

Das Peugeot-Heck tänzelte zur Seite. Mein Wagen drehte sich um eine unsichtbare Achse und machte damit dem Taxi Platz, das im nächsten Augenblick an uns vorbeischoß.

Jetzt erst reagierte der Taxifahrer. Viel zu spät. Er hätte den Zusammenstoß nicht verhindern können. Nun latschte er auf die Bremse.

»Besoffen!« ärgerte sich der Hüne mit den Silberhaaren. »Der Mann muß total besoffen sein!«

Ich riß den Fuß vom Gas, kuppelte aus und brachte meinen Wagen zum Stehen, während das Taxi seitlich ausbrach, auf den Gehsteig rumpelte, an der Hausmauer entlangschlitterte und schließlich von einer Straßenlaterne gestoppt wurde.

»Der fuhr wie der erste Mensch«, stellte Mr. Silver fest.

»Noch keinen Führerschein, aber schon mit dem Taxi unterwegs, das haben wir gern«, brummte ich und sprang aus dem Peugeot.

»Komm, Silver. Wir müssen sehen, wie's dem Mann geht.«

Wir liefen zum Taxi. Der Schaft der Laterne hatte sich tief in den Kühler gedrückt, die Motorhaube war geknickt, die Maschine lief noch. Ich öffnete die Tür, griff hinein und stellte den Motor ab.

Der Fahrer hing über dem Lenkrad, war benommen, aber bei Besinnung. »Können Sie mir erklären, warum Sie's so eilig hatten?«

fragte ich ihn schneidend.

Er hatte schon mit seiner Fahrweise bewiesen, daß er nicht alle fünf Sinne beisammen hatte. Sein Gestammel brachte es nun noch deutlicher zum Ausdruck.

»Straße… Alles voll … O Gott …«

Ich schaute Mr. Silver an. »Kannst du damit etwas anfangen?«

»Nein.« Der Hüne beugte sich neben mir in den Wagen. »Sind Sie verletzt, Mister? Glauben Sie, daß Sie aussteigen können?«

»Helfen… Müssen helfen …«, stammelte der Taxifahrer.

Mr. Silver verstand ihn falsch. »Ja, ja, ich helfe Ihnen. Kommen Sie. Wie ist Ihr Name?«

»Fitzpatrick, Ernest Fitzpatrick.«

»Nun reißen Sie sich ein wenig zusammen, Mr. Fitzpatrick. Wir tragen es Ihnen nicht nach, daß Sie uns beinahe über den Haufen gefahren hätten. Zum Glück besitzt Mr. Ballard ein hervorragendes Reaktionsvermögen.«

Fitzpatrick quälte sich aus dem Fahrzeug.

»Sie müssen so etwas wie einen Blackout gehabt haben«, bemerkte Mr. Silver.

Fitzpatrick lehnte sich zitternd an den Wagen. Er schaute mich mit riesigen Augen an.

»Silver, der Mann gefällt mir nicht«, sagte ich zu meinem Freund.

»Der steht unter einem schweren Schock. Er scheint etwas Furchtbares erlebt zu haben.«

»Mr. Fitzpatrick«, sagte der Ex-Dämon eindringlich. »Können Sie mich verstehen?«

Der Mann nickte. Er wollte uns etwas erzählen, aber die Worte konnten die Barriere nicht überwinden, die der Schock in ihm aufgebaut hatte.

»Was ist passiert?« fragte Mr. Silver eindringlich.

»Was haben Sie gesehen?« wollte ich wissen. »Was hat Sie so sehr entsetzt, Mr. Fitzpatrick?«

Wieder setzte der Taxifahrer an, doch nun brachte er überhaupt nichts mehr heraus. Ich hatte einen bösen Verdacht und hoffte, daß daraus keine Tatsache wurde.

So, wie der Mann aussah, schien ihm der Teufel persönlich begegnet zu sein. Seine Nerven waren völlig zerrüttet. Mr. Silver bat mich, ihm den Mann zu überlassen.

»Was hast du vor?« fragte ich.

»Ich werde ihn hypnotisieren«, antwortete der Ex-Dämon.

Er blickte Fitzpatrick nur in die Augen, und der Taxifahrer wurde sogleich merklich ruhiger. Das heftige Zittern ebbte ab, das Flattern der Lider hörte auf. Ernest Fitzpatrick atmete nicht mehr so hektisch, sein bleiches Gesicht bekam langsam wieder Farbe.

»Ruhig«, sagte Mr. Silver gedämpft. »Entspannen Sie sich, Mr. Fitzpatrick, und erzählen Sie uns, was Sie erlebt haben.«

»Ich war mit einem Fahrgast unterwegs«, berichtete der Taxifahrer mit schläfriger Stimme. »Plötzlich war die Straße voller Ratten. Riesige Tiere. Monster, keine gewöhnlichen Ratten. Sie kreisten uns ein. Ich konnte nicht weiterfahren…« Er brach ab.

»Was geschah dann?« wollte Mr. Silver wissen.

»Die Tiere hatten es auf meinen Fahrgast abgesehen. Sie forderten ihn auf, auszusteigen.«

»Sie meinen, die Ratten haben gesprochen?«

»Ja. Ich höre sie immer noch flüstern. ›Fystanat‹, sagten sie. ›Fystanat steig aus!‹«

Ich zuckte wie unter einem Stromstoß zusammen. Auch Mr. Silvers Augen weiteten sich überrascht. »Wie hieß Ihr Fahrgast? Fystanat?« fragte der Ex-Dämon.

»Ja.«

In meinem Kopf überschlugen sich die Gedanken. Namen, Begriffe, Ereignisse wirbelten durch mein Hirn. Da war Daryl Crenna alias Pakka-dee, der Mann aus der Welt des Guten.

Er war auf die Erde gekommen, um hier den »Weißen Kreis« zu gründen, dessen Aufgabe es sein sollte, die Mächte der Finsternis zu bekämpfen. Er hatte sich in London angesiedelt, und erst kürzlich hatte sich Cruv, der Gnom aus der Prä-Welt Coor, seinem Kreis angeschlossen.

Vor längerer Zeit hatte uns Pakka-dee verraten, daß bald ein weiterer Mann aus seiner Welt zu ihm stoßen würde: Fystanat! Und nun hörten wir diesen außergewöhnlichen Namen aus dem Mund dieses Taxifahrers.

Fystanat war endlich eingetroffen. Und er hatte bereits Schwierigkeiten. Wir konnten davon ausgehen, daß die schwarze Macht verhindern wollte, daß er zum »Weißen Kreis« stieß.

Da Einigkeit bekanntlich stark macht, schien die Hölle den zweiten Mann aus der Welt des Guten allein abfangen und entweder verjagen oder vernichten zu wollen.

Das alles ging mir innerhalb von Sekundenbruchteilen durch den Kopf. Ganz klar, daß wir Fystanat beistehen mußten. Wer immer die Monsterratten geschaffen hatte, die Bestien durften dem Mann kein Leid zufügen.

Mr. Silver fragte den Taxifahrer, wo der Überfall der Ratten stattgefunden hatte. Fitzpatrick sagte es uns. »Das ist nicht weit von hier«, bemerkte ich aufgeregt.

Das Problem war jetzt Ernest Fitzpatrick. Wir konnten ihn nicht einfach stehenlassen und vergessen. Andererseits wäre es wichtig gewesen, Fystanat unverzüglich zu Hilfe zu eilen.

Der Ex-Dämon wußte einen Ausweg. Er verstärkte die Hypnose und befahl dem Taxifahrer, in seinen Wagen zu steigen. Auf Mr. Silvers Geheiß startete der Mann den Motor und fuhr ein Stück zurück.

Das Auto war noch fahrtüchtig, und so schickte der Hüne den Taxifahrer nach Hause. Wir konnten sicher sein, daß Ernest Fitzpatrick nichts anderes tun würde.

Er würde, weil es ihm Mr. Silver befahl, sofort zu Bett gehen und einschlafen. Und erst morgen früh würde er sich ohne Furcht des grausigen Ereignisses erinnern und alles veranlassen, was nötig war, damit das Fahrzeug wieder in Schuß kam.

Fitzpatrick fuhr los. Wir nahmen uns vor, so bald wie möglich nach ihm zu sehen. Seine Adresse ließ sich erfragen. Entweder stand sie im Telefonbuch, oder wir kriegten sie über die Fahrzeugnummer.

Während Ernest Fitzpatrick auf dem kürzesten Wege heimfuhr, eilten wir zum Peugeot zurück, um Fystanat aus der Klemme zu helfen.

***

Er war ausgestiegen. Das Taxi war davongerast. Allein stand der Mann aus der Welt des Guten da, umringt von diesen Höllennagern, die ihm ans Leben wollten. Diesen Eindruck hatte er jedenfalls von ihnen.

Da Fystanat kein Mensch war, standen ihm auch andere Möglichkeiten zur Verfügung, sich zu verteidigen. Pakkadees Arme zum Beispiel wurden zu tödlichen Tentakeln, wenn er zum Kampf gezwungen wurde.

Und Fystanat war in der Lage, ein weißmagisches Elmsfeuer entstehen zu lassen. Er sorgte in diesem Augenblick für die erste Entladung. Büschelförmige Flammen rasten sternförmig von ihm weg.

Er selbst überzog sich auch mit diesem Feuer. Es hatte den Anschein, als würde er verbrennen, doch das Elmsfeuer schadete ihm nicht. Es schützte ihn nur, während es für seine Gegner tödlich war.

Nach allen Richtungen spritzten die büschelförmigen Flammen weg. Da die Rattenleiber dichtgedrängt waren, traf die Entladung viele Tiere. Sie verbrannten mit hellen Stichflammen, und nichts außer schwarzem Staub blieb von den vernichteten Bestien übrig.

Die Monsterratten wichen zurück. Fystanat sorgte für eine neuerliche Entladung, die die Tiere stark dezimierte. Die Nager wollten fliehen, doch ein ungehörter Befehl trieb sie erneut gegen Fystanat.

Sie waren gezwungen, ihn anzugreifen. Obwohl das für viele von ihnen das sichere Ende bedeutete, sprangen sie ihn an. Sie schnellten sich von der Straße ab und flogen wie Geschosse durch die Luft.

Hart prallten sie gegen Fystanats Körper, der nach wie vor vom schützenden Elmsfeuer eingehüllt war. Sie verwandelten sich in Stichflammen, ohne Fystanat verletzt zu haben.

Ihre Krallen und die Zähne vermochten das Elmsfeuer nicht zu durchdringen. Fystanat drehte sich im Kreis. Er schlug mit brennenden Fäusten nach den Untieren, fing sie ab und ließ sie in Flammen aufgehen.

Es sah danach aus, daß der große Sieger in diesem erbitterten Kampf Fystanat heißen würde. Anfangs hätte das wohl niemand für möglich gehalten. Doch nun zeichnete sich ein Ende der Auseinandersetzung ab.

Von den vielen Monsterratten lebten nur noch wenige, und mit jedem Angriff verringerte sich ihre Zahl. Die Nager fanden keine Möglichkeit, ihr Opfer zu verletzen.

Doch das sollte sich ändern. Plötzlich fegte etwas durch die Luft.

Ein neuer Zauber. Über Fystanat bildete sich eine graue Ellipse, und ehe der Mann aus der Welt des Guten reagieren konnte, zerplatzte das Gebilde mit einem dumpfen Knall.

Schwarzer Regen klatschte auf Fystanat. Zischend erlosch das Elmsfeuer. Er wollte die Flammen sofort wieder aktivieren, und er

hätte das auch geschafft, wenn er nur ein paar Sekunden mehr Zeit gehabt hätte.

Die ließen ihm die Monsterratten jedoch nicht. Ihre Wut, ihr aufgestauter Haß ließ sie förmlich explodieren. Von allen Seiten stürzten sie sich auf ihn.

Er trat nach ihnen, schlug mit den Fäusten nach den durch die Luft fliegenden Leibern, schleuderte einige weit zurück, aber dann gruben sich lange Nagezähne tief in sein Fleisch.

Er stöhnte auf. Lähmende Magie raste durch seine Glieder. Noch ein Tier biß zu, und eine weitere Ratte schlug ihm die Zähne in den Körper. Höllenqualen durchpulsten ihn.

Er schaffte es nicht mehr, auf den Beinen zu bleiben. Seine Bewegungen wurden matt. Er brach ächzend zusammen. Da flitzte ein weiteres Tier heran und biß ihn in den Nacken.

Dann war es vorbei.

***

Ich fuhr so schnell, wie ich es vor meinem Gewissen verantworten konnte. Angespannt saß ich hinter dem Steuer, den Blick starr nach vorn gerichtet. Rattenmonster! Eine riesige Herde! Ich sah Fystanat vor meinem geistigen Auge mit diesen schrecklichen Nagern kämpfen.

Wenn es wirklich so viele waren, wie Ernest Fitzpatrick gesagt hatte, würde der Mann aus der Welt des Guten wohl kaum ohne Hilfe auskommen. Halte durch, Fystanat! dachte ich. Nur noch ein paar Augenblicke, dann sind wir bei dir.

Ich bog in die Straße ein, die Fitzpatrick genannt hatte. Meine Nerven vibrierten. Mr. Silver saß neben mir und wirkte wie eine große zusammengedrückte Sprungfeder, die jeden Augenblick hochschnellen konnte.

Gleich nachdem der Peugeot um die Ecke gerollt war, gab ich wieder tüchtig Gas. Wir erreichten die Stelle, wo der Rattenüberfall stattgefunden hatte, in Rekordzeit.

Jeden Formel-1-Piloten hätte ich auf dieser Strecke abgehängt.

Nun bremste ich kraftvoll, und kaum stand der Peugeot, da sprangen Mr. Silver und ich schon aus dem Fahrzeug.

Weit und breit war keine Monsterratte zu sehen. Leider war aber auch Fystanat verschwunden, und das bescherte uns bange Minuten. Der Mann aus der Welt des Guten mußte um sein Leben gekämpft haben.

Ich hätte viel dafür gegeben, um zu erfahren, wie dieser Kampf ausgegangen war. Mr. Silver lief die Straße ein Stück entlang. Er suchte nach Spuren, konnte aber keine finden.

Ich entdeckte schwarzen, rußigen Staub auf der Fahrbahn. War hier etwas verbrannt? Da es sich um keine gewöhnlichen Ratten gehandelt

hatte, die das Taxi stoppten, konnte ich auch nicht sagen, was für eine Wirkung ein einziger Biß von ihnen hatte.

Konnten sie damit jemanden verschwinden lassen? Oder hatten sie Fystanat innerhalb weniger Augenblicke zerrissen und verschlungen? Woher kam dann aber der rußige Staub? Bestimmt nicht aus einem Fabrikschlot. Konnte es sich um den Rest von verbrannten Ratten handeln?

Oder um das, was von Fystanat noch übrig war?

Mr. Silver machte kehrt und trabte zu mir zurück. »Bist du sicher, daß das die richtige Stelle ist, Tony?«

»Diesen Ort hat Fitzpatrick beschrieben«, erwiderte ich. »Kannst du nicht mal deinen magischen Geigerzähler einschalten?«

»Wozu? Willst du mich ticken hören?«

»Ich möchte, daß du diesen Staub untersuchst.« Ich wies auf den Boden. Da fegte plötzlich eine Sturmböe um unsere Beine und blies den schwarzen Staub fort.

Hatte jemand dafür gesorgt, daß der Ex-Dämon sich den Staub nicht genauer ansehen konnte? Oder war der Wind nur zufällig durch die Straße gefegt? Ich gebe zu, ich war in diesem Augenblick übermißtrauisch. Alles weckte sofort meinen Argwohn, und das war gut so, denn so hatte es die Gegenseite schwerer, uns zu überfahren.

»Was nun?« fragte Mr. Silver.

»Wir können die Sache nicht auf sich beruhen lassen. Fystanat hat endlich London erreicht, und die schwarze Macht hat sich sofort gegen ihn gestellt. Wir müssen herausfinden, was aus dem Mann aus der Welt des Guten geworden ist.«

»Du meinst, wir müssen diese Gegend nach ihm absuchen.«

»Hast du eine bessere Idee?« fragte ich.

»Leider nein«, sagte Mr. Silver.

Wir beschlossen, getrennt zu suchen, teilten das Gebiet in zwei Bereiche auf und marschierten los. Wenn Fystanat Pech gehabt hatte, würden wir ihn wohl nie finden.

Ich fragte mich, wer diesen schwarzen Angriff gelenkt hatte. Rufus und Mago kamen meiner Ansicht nach nicht in Frage. Die mußten sich erst von der erlittenen Schlappe erholen.

Steckte vielleicht Atax, die Seele des Teufels, dahinter? Zuzutrauen wär's ihm gewesen. Aber die Aktion mußte nicht unbedingt von jemandem geleitet worden sein, der mir bekannt war.

Das Höllenheer hatte viele Mitglieder und eines war so gefährlich und tückisch wie das andere. Seit ich allein war, wurde ich das Gefühl nicht los, daß mich jemand beobachtete.

Existierte die Gefahr, die möglicherweise Fystanat zum Verhängnis wurde, auch für mich? Ich blickte mich um, und in meiner Kehle bildete sich ein Kloß.

Auf eine Begegnung mit Monsterratten konnte ich liebend gern verzichten. Mir war nicht bekannt, über welche Fähigkeiten Fystanat verfügte, aber wenn er mit den Ratten nicht fertigwurde, würde wahrscheinlich auch ich nicht besonders gut aussehen, wenn es zu einer Konfrontation mit den Höllentieren kam.

Ich ging am Eingang einer Kneipe vorbei. Der summende Ventilator blies mir eine Dunstwolke aus Rauch, Schnaps und heißem Öl entgegen. Männergelächter erschallte.

Die Leute waren bester Laune. Sie ahnten nicht, daß hier ganz in der Nähe das Grauen zugeschlagen hatte. Wenn sie's gewußt hätten, wären sie mit Sicherheit in großer Hast nach Hause geeilt.

Immer noch dieses lästige Gefühl! Ein Blick schien mich buchstäblich zu berühren. Ich drehte mich rasch und unvermittelt um und sah an der gegenüberliegenden Straßenecke ein Mädchen in einem langen schwarzen Kleid stehen.

Allein. Um diese Stunde. Das war ungewöhnlich. Sah sie zu mir herüber? Ich wußte es nicht, denn sie hatte sich bereits umgedreht und ging nun fort. Nach vier Schritten verschwand sie aus meinem Blickfeld.

Dunkelheit und Entfernung hatten mich das Gesicht des Mädchens nicht genau erkennen lassen. Dennoch war ich davon überzeugt, daß sie eine Schönheit war.

Aber das war nicht der Grund, weshalb ich ihr nachlief. Ich wollte ihr ein paar Fragen stellen. Zum Beispiel: Warum sie mich beobachtete. Warum sie um diese Zeit allein auf der Straße war.

Was sie von mir wollte…

Eigenartigerweise konnte ich mich des Eindrucks nicht erwehren, daß ich diese Schönheit nicht zum erstenmal sah. Wo war sie mir schon mal begegnet? Ich glaubte, es würde mir einfallen, wenn ich ihr Gesicht genauer sah.

Mit langen Sätzen überquerte ich die Straße und erreichte die Ecke, an der das Mädchen gestanden hatte. Vor mir lag eine menschenleere, düstere Gasse. Der Asphalt schien sich aufgetan und das Mädchen verschluckt zu haben.

Doch mit dieser Erklärung gab ich mich nicht zufrieden. Ich lief weiter und hoffte, das Mädchen wieder zu entdecken. Meine Schritte hallten von den Gebäudefassaden wider.

Ich rannte an parkenden Fahrzeugen vorbei, die für diesen Tag ausgedient hatten und erst morgen früh wieder in Betrieb genommen werden würden. Zwischen diesen Autos konnte sich die Schöne versteckt haben.

Oder auch in den finsteren Haustürnischen und Einfahrten, an denen ich vorbeikam. Überall suchte ich die Unbekannte, doch ohne Erfolg, und das ärgerte mich.

Ich blieb stehen und wühlte in meinem Gedächtnis. Dieses Gesicht mit den ernsten, ebenmäßigen Zügen – wo hatte ich es schon mal gesehen? Hier in London oder in einer anderen Stadt? In einem anderen Land? In einer anderen Dimension?

Der letzte Gedanke traf den Nagel auf den Kopf, aber das erkannte ich zu diesem Zeitpunkt noch nicht.

***

Errol Lindsay öffnete die Haustür und machte Licht. Lachend und bester Laune trat die sechsköpfige Gruppe – bestehend aus drei Mädchen und drei Männern – ein.

Das Haus war eine Prachtvilla, die nach Lindsays Angaben gebaut worden war. Es glich einem Miniaturschloß mit Türmchen und Erkern, und drinnen gab es reichlich weißen Marmor.

Stephanie Didier, die kleine Französin mit dem lustigen Akzent, sah sich mit großen Augen um und sagte: »Ein Traum. Errol, ich wußte nicht, daß du so fürstlich wohnst.«

Lindsay lächelte. »Gefällt es dir?«

»Ich bin überwältigt.«

Er führte seine Freunde in die großzügige Halle, die er selbst – wie er mit Stolz behauptete – eingerichtet hatte, und alle waren sich einig, daß der beste Innenarchitekt nicht mehr Atmosphäre zustande gebracht hätte.

Errol Lindsay hatte das Gesicht eines Lausbuben, der immer darauf bedacht ist, einen neuen Streich auszuhecken. Er war der Sohn eines reichen Limonadenherstellers, doch das hatte ihm nicht genügt.

Das viele Geld des Vaters, das dieser ihm großzügig zur Verfügung stellte, war zwar angenehm, aber er strebte nach Anerkennung, und die konnte er nicht bekommen, wenn er von Beruf nichts weiter war als – Sohn.

Deshalb besuchte er die Schauspielschule, bestand alle Prüfungen mit zufriedenstellendem Erfolg und arbeitete unermüdlich und verbissen an seiner Karriere.

Wie jeder Neue in diesem Beruf mußte auch er zunächst durch die Provinz tingeln. Da er ein brauchbarer Typ war, bekam er bald interessante Angebote. Er lebte sich mit großer Intensität in seine Rollen hinein, legte das eigene Ich fast ganz ab und vermochte sich so perfekt mit der Figur zu identifizieren, die er verkörperte, daß man bald auch in London auf ihn aufmerksam wurde.

Doch mit dem Durchbruch dauerte es noch eine Weile. London ist eine riesige Stadt, in der viele Schauspieler leben. Der Existenzkampf ist dementsprechend hart.

An den Theatern herrschten Intrige, Neid und Mißgunst. Aber das wahre Talent wird auch hier entdeckt. Damit es etwas schneller ging,

half Errol Lindsays Vater ohne das Wissen seines Sohnes nach.

Ein Gespräch unter vier Augen mit den richtigen Leuten, und Errol Lindsay trat zum erstenmal aus dem Schatten seiner großen Kollegen hervor und schickte sich an, selbst groß zu werden.

Als er erfuhr, wem er seinen Durchbruch verdankte, war er zunächst ein wenig enttäuscht, doch dann verzieh er seinem Vater, daß dieser es nicht lassen konnte, Schicksal zu spielen, wie er es immer und überall tat.

Er sagte sich, daß er es auch ohne die heimliche Hilfe seines alten Herrn geschafft hätte, daß es dann aber etwas länger gedauert hätte. Genau genommen hatte Errol Lindsays Vater dem Theaterpublikum einen Dienst erwiesen, denn dieses bekam früher das Vergnügen, den neuen Star bewundern zu können.

Alle, die Errol Lindsay zu dieser spontanen Mitternachtsparty mit nach Hause genommen hatte, waren am selben Theater engagiert wie er. Nur die attraktive Brenda Mason nicht.

Sie war Journalistin. Präziser formuliert: Kritikerin. Dabei sah diese bildhübsche Blondine wie eine Sexbombe aus, die man sich hinter einer nüchternen Schreibmaschine kaum vorstellen konnte.

Man hatte sie nicht erst einmal gefragt, warum sie nicht den Beruf wechselte, aufhörte, Schauspieler zu kritisieren und selbst auf der Bühne agierte. Jedermann vom Fach war davon überzeugt, daß sie allein mit ihrem Aussehen einen durchschlagenden Erfolg erzielt hätte.

Jedermann – außer ihr. Sie hielt sich nicht für den Typ, der sich allabendlich vor einem großen Publikum produzieren konnte. Sie strebte nicht nach dieser Art von Ruhm.

Sie war auf eine andere Weise bekannt – und gefürchtet, denn ihre Kritiken waren gnadenlos und messerscharf. Jemand hatte einmal behauptet, sie würde ihre Schreibmaschine vor dem Schreiben stets in Salzsäure tauchen, damit die Pointen noch ätzender und verletzender würden.

Auch Errol Lindsay hatte ihre spitzen Stacheln zu spüren gekriegt. Brenda Mason war die einzige Kritikerin, die kein gutes Haar an ihm ließ. Das ärgerte ihn natürlich maßlos, und er stellte sie deswegen eines Tages zur Rede.

Von diesem Tag an wurde sie gnädiger, und gestern schrieb sie zum erstenmal eine rundum positive Kritik über ihn. Das war ein Grund für ihn, zu feiern.

Da Brenda Mason niemals allein mit zu ihm nach Hause gekommen wäre, ließ er sich diese Mitternachtsparty einfallen, zu der sich Henry Clarke, Geoffrey Pryor, Stephanie Didier und Flora Lester gern überreden ließen.

Im Salon breitete Errol Lindsay die Arme aus und sagte: »Leute,

macht es euch bequem. Fühlt euch bei mir wie zu Hause. Die Bar ist dort drüben. Wer Lust auf einen Drink hat, möge sich bedienen. Es ist alles da. Ich werde mal im Kühlschrank nachsehen, was ich an Verzehrbarem finde.«

»Ich komme mit«, sagte Stephanie.

Das war Errol zwar nicht ganz recht, aber er konnte ihr Angebot schlecht ablehnen. Stephanie war ein kleines Luder, vor dem man sich in acht nehmen mußte.

Sie war stets hinter einem Mann her. Manchmal sogar hinter zweien, und das fast zur selben Zeit. Natürlich war das allgemein bekannt, und Errol befürchtete, daß ihm Stephanie die Chancen vermasselte, die er sich für diese Nacht bei Brenda ausgerechnet hatte.

Als er Stephanie einlud, hatte er sie eigentlich Henry Clarke zugedacht. Flora Lester war für Geoffrey Pryor bestimmt, und ihm blieb Brenda, mit der er sich irgendwann diskret zurückzuziehen gedachte – vorausgesetzt, es verlief alles nach seinen Wünschen.

Er streifte Brenda mit einem kurzen Blick. ›Entschuldige‹, sagten seine Augen. ›Aber ich kann nichts dafür.‹

›Geh nur‹, erwiderte sie auf die gleiche Weise. Es freute ihn, daß sie sich nur mit Blicken verständigen konnten. Eine wundervolle Sprache – nichts reden, und doch alles sagen.

Er begab sich in die Küche, und Stephanie begleitete ihn. Er ließ die Tür offen, doch Stephanie versetzte ihr mit dem Po einen Schubs und schlang sofort ihren Arm um seinen Hals.

»Endlich allein«, flüsterte sie und bot ihm ihre Lippen zum Kuß.

»Stephanie, ich bitte dich, reiß dich zusammen. Ich möchte keinen Ärger mit Henry kriegen.«

»Wieso denn mit Henry?«

»Er denkt doch, du wärst seinetwegen mitgekommen.«

»Ein Irrtum. Ich bin deinetwegen hier, Errol-Schätzchen. Bedauerlich für Henry, aber ich kann es nicht ändern. Ich bin sicher, er wird sich rasch trösten. Es ist ja noch Brenda Mason hier.« Stephanie preßte sich an ihn und knabberte an seiner Unterlippe. »Ich bin hungrig«, flüsterte sie. »Gib mir, was ich brauche.«

»Es läßt sich bestimmt noch eine Hühnerkeule im Kühlschrank finden…«

»Stell dich nicht dumm, Junge. Du weißt, wovon ich rede.«

»Aber doch nicht hier, Stephanie.«

»Warum nicht?«

»Es kann jeden Augenblick jemand hereinkommen.«

»Mich würde das nicht stören.«

Geoffrey Pryor erwies sich als Retter in der Not. Er betrat genau im richtigen Moment die Küche. Er kannte Stephanie, hatte vor einem Jahr vier Wochen mit ihr zusammengelebt. In dieser Zeit hatte sie ihn

fast täglich betrogen, ohne daß er deshalb zu kurz gekommen wäre.

Er wußte, daß sie in der Küche über Errol herfallen würde, und er wollte den Freund für Brenda Mason retten. Grinsend öffnete er die Tür. Stephanie ließ nur ungern von Errol ab.

Ihre dunklen Augen verschossen leidenschaftliche Blitze. »Was willst du hier?« fragte sie Geoffrey spitz. »Siehst du nicht, daß du störst?«

Er hob grinsend sein Whiskyglas. »Ich hab' zwar Whisky, aber kein Eis, und du weißt, daß ich Whisky ohne Eis nicht mag.«

»Dann trink eben Wodka.«

»Auch niemals ohne Eis. Das Eis ist für mich das Tüpfelchen auf dem I. Darauf kann ich einfach nicht verzichten. Außerdem knurrt mir der Magen. – He! Hat da vorhin nicht jemand von Essen geredet? Laß doch mal sehen, was du im Eisschrank hast, Errol.«

Stephanie Didier bekam von Geoffrey einen Klaps auf die Kehrseite. Er sagte ihr, sie würde in der Küche nicht mehr gebraucht. Er würde Errol schon helfen.

Sie rauschte wütend ab, und Errol Lindsay atmete erleichtert auf.

»Danke, Geoff. Du hast mir einen großen Dienst erwiesen.«

Pryor lachte. »Ehrensache. Wir Männer müssen doch zusammenhalten. Sonst sind wir bei Mädchen wie Stephanie verkauft. – Zwischen dir und Brenda scheint es gefunkt zu haben, wie?«

»Ich weiß nicht…«

»Na hör mal, das sieht doch ein Blinder mit Krückstock. Junge, wenn du dich heute ranhältst, fällt die Festung. Darf ich dir jetzt schon meinen herzlichen Glückwunsch aussprechen?«

Errol grinste. »Dafür ist es noch ein bißchen zu früh.«

Geoffrey Pryor schlug dem Freund auf die Schulter. »Du kriegst das schon hin, da bin ich mir nicht bange. So, und nun laß sehen, was du im Kühlschrank hast. Ich habe wirklich Hunger, und es stimmt auch, daß ich Whisky ohne Eis zutiefst verabscheue.«

Pryor bekam zunächst seine Eiswürfel, und dann legte Errol Lindsay alles Eßbare auf ein riesiges Tablett und brachte es in den Salon. Stephanie saß neben Henry Clarke, wie es von Errol geplant war.

Clarke bemühte sich um die Französin, doch sie zeigte kein großes Interesse an ihm. Ihr Blick war die meiste Zeit auf Errol gerichtet. Bei allem was sie tat.

Selbst wenn sie sich von Clarke küssen ließ, blickte sie dabei Errol an. Ihm war das unangenehm. Er befürchtete, daß das Brenda zu dumm werden und sie nach Hause gehen würde.

»Stephanie weiß, was sie will«, sagte Brenda leise.

»Ihr Benehmen ist mir peinlich«, erwiderte Errol. »Wenn ich geahnt hätte, daß sie sich nicht beherrschen wird, hätte ich sie nicht mitgenommen.«

»Sollte dir ihr Interesse nicht schmeicheln? Sie ist ein hübsches

Mädchen.«

»Wir wollen kein Wort mehr über sie verlieren, okay?«

»Ich möchte tanzen!« rief Stephanie. »He, Errol, mach Musik. Und der erste Tanz mit dir gehört mir.«

Er seufzte. »Auch das noch«, brummte er mißmutig.

Plötzlich läutete es. Errol Lindsay blickte in die Runde.

»Nanu«, sagte Henry Clarke. »Hast du außer uns noch jemand eingeladen?«

»Nein«, erwiderte Errol. »Wir sind vollzählig.«

»Es hat sich im Theater natürlich herumgesprochen, daß hier noch eine Fete steigt«, meinte Flora Lester. »Vielleicht kommen noch ein paar Leute nach.«

»Die können gleich wieder gehen. Wir sind komplett«, sagte Errol Lindsay, der befürchtete, daß ihm die Mitternachtsparty – und damit vor allem auch Brenda Mason – entglitt.

Er verließ den Salon und öffnete die Tür. Draußen stand ein Mädchen, das er nicht kannte. Eine feierliche Schönheit mit langem kastanienbraunem Haar. Seltsamerweise rief der Blick ihrer dunklen Augen ein undefinierbares Unbehagen in ihm hervor.

Die Schöne wirkte ungemein gefühlskalt. Es gibt Menschen, von denen wird behauptet, sie hätten kein Herz im Leibe. Errol Lindsay hatte das Gefühl, so einen Menschen vor sich zu haben.

Vorsicht vor diesem Mädchen! warnte er sich. Sie ist gefährlich.

Ein wunderschön verpackter Sprengsatz!

»Sie wünschen?« fragte er, und er hörte, wie seine Stimme kratzte.

»Ich möchte, daß Sie mir helfen.«

Lindsay ärgerte sich. Dieses Mädchen hatte die Frechheit, mitten in der Nacht bei ihm anzuläuten, und fand es dann nicht einmal der Mühe wert, ihn um Hilfe zu *bitten*, sondern verlangte von ihm einfach, daß er ihr half.

»Und wobei?« erkundigte er sich spröde.

»Das sage ich dir gleich.«

Also das schlug doch wirklich dem Faß den Boden aus. Jetzt duzte sie ihn auch noch ohne sein Einverständnis. Das war ihm denn doch zuviel. Er holte tief Luft, um ihr eine gehörige Abfuhr zu erteilen, doch er kam nicht dazu, mit seinen Worten herauszuplatzen, denn plötzlich intensivierte sich ihr Blick auf eine geheimnisvolle Weise.

Ihm war, als würden ihre Augen in seine Pupillen stechen. Er spürte einen glühenden Schmerz, der ihn aufstöhnen ließ. Seine Augäpfel krampften sich zusammen. Er wankte zurück und legte die Hände auf das schmerzverzerrte Gesicht.

Das Mädchen trat ein. Geoffrey Pryor kam aus dem Salon.

Frische Eiswürfel klingelten in seinem Whiskyglas. »Ist alles in Ordnung, Errol?« fragte er. »Oder muß ich schon wieder einschrei…«

Er brach mitten im Wort ab. Fassungslosigkeit breitete sich über sein Gesicht. Errol Lindsay hatte sich umgewandt und die Hände sinken lassen, und seine Augen waren nur noch weiß wie Tischtennisbälle.

***

»O mein Gott!« ächzte Geoffrey Pryor. Der Freund hatte keine Iris mehr, keine Pupille mehr. Errol Lindsay war blind! Pryor wußte nicht, wie die umheimliche Schöne das zuwege gebracht hatte, aber er war davon überzeugt, daß sie dafür verantwortlich war.

»Warum… haben Sie das getan?« fragte er erschüttert. »Wer sind Sie?«

»Ich möchte, daß ihr etwas für mich tut«, sagte das Mädchen hart.

Geoffrey Pryor wich zitternd zurück. Panische Angst befiel ihn.

Er wirbelte herum und stürmte schreiend in den Salon. Alle sprangen erschrocken auf.

»Flieht! Bringt euch in Sicherheit!« brüllte Pryor. »Wir müssen raus aus diesem Haus!«

»Geoff, was soll das?« fragte Henry Clarke verwirrt. »Hast du deine verrückten fünf Minuten?«

»Wir sind in Gefahr!« schrie Pryor. »Sie hat Errol das Augenlicht geraubt! Wir werden alle erblinden! Rettet euch!«

Das Mädchen betrat den Salon, und als die Anwesenden Errol Lindsay erblickten, wußten sie, daß Geoffrey Pryor sie nicht mit einem verrückten Einfall erschrecken wollte.

Das nackte Grauen sprang sie alle an, und sie rannten schreiend hinter Pryor her, der das Fenster zu erreichen versuchte. Da peitschte die scharfe Stimme der Schönen durch den Raum.

»Halt! Bleibt stehen!«

Ihr Ruf nagelte alle auf der Stelle fest.

»Dreht euch um!« kommandierte das umheimliche Mädchen.

Alle mußten gehorchen. Stephanie Didier zitterte wie Espenlaub.

Sie starrte Errol Lindsay entgeistert an und konnte sich nicht vorstellen, in wenigen Sekunden auch blind zu sein.

Dicke Tränen quollen aus ihren Augen. »Bitte!« flehte sie verzweifelt. »Tun Sie uns das nicht an! Warum wollen Sie uns das Augenlicht nehmen?«

»Wenn ihr nichts mehr seht, laßt ihr euch von mir leichter lenken«, sagte die unheimliche Fremde. »Ich mache euch zu meinen verlängerten Armen. Ihr werdet nur noch tun, was ich will.«

»Warum wir?« fragte Flora Lester erschüttert. »Warum ausgerechnet wir?«

»Weil ihr euch für meine Pläne bestens eignet«, sagte die Schöne und raubte als nächstem Henry Clarke das Augenlicht.

Er brüllte auf, ließ sich auf den Boden fallen und wälzte sich auf dem

Teppich, während er mit schneeweißen Augäpfeln zur Decke starrte. Dann kam Geoffrey Pryor an die Reihe.

Von den Mädchen war Brenda Mason die erste. Dann kam Stephanie Didier dran, die sich am verzweifeltsten gebärdete, ohne daß es ihr etwas nützte. Und zum Schluß verlor Flora Lester ihr Augenlicht.

Die Schöne hatte erreicht, was sie wollte. Die Schmerzen gingen schnell vorbei. Das Mädchen scharte die sechs blinden Menschen um sich und erteilte ihnen ihre Befehle, die diese gehorsam ausführen würden.

***

Meine Suche nach dem rätselhaften Mädchen verlief ergebnislos.

Ich kehrte deshalb um und konzentrierte mich wieder auf die andere Suche, doch ich fand weder die Spur einer Ratte noch eine Spur von Fystanat.

Mir blieb also nur, zu hoffen, daß Mr. Silver mehr Erfolg hatte als ich. Da er seine Hälfte auch bald fertig abgesucht haben mußte, beschloß ich, zu meinem Wagen zurückzugehen und dort auf die Rückkehr des Ex-Dämons zu warten.

Nach wie vor ging mir das hübsche Gesicht dieses geheimnisvollen Mädchens nicht aus dem Sinn. Ich nahm mir vor, Mr. Silver dieses Antlitz zu beschreiben. Vielleicht konnte er sich daran erinnern.

Während des Rückwegs sorgte ich mich immer mehr um Fystanat. Wir waren nicht rechtzeitig am Ort des Überfalls erschienen.

Die Monsterratten hatten reichlich Zeit gehabt, den Mann aus der Welt des Guten zu attackieren.

Viele Hunde sind des Hasen Tod. Und viele Ratten… Ich zog die Schultern hoch, denn ein kühler Wind blies durch die Straße. Meine Laune war denkbar schlecht.

Sie würde sich erst wieder bessern, wenn ich wußte, daß es Fystanat gutging, aber daran wagte ich im Moment nicht zu glauben.

Die Zeichen standen schlecht für ihn.

Ich bog um die Ecke und sah meinen Peugeot. Und noch jemand sah ich. Einen Kerl, der sich soeben in meinen Wagen setzte. Nicht Mr. Silver! Es mußte sich um einen Autodieb handeln.

Na, der kam mir gerade recht. Ich würde an ihm meine üble Laune auslassen, das stand fest. Aggressiv lief ich auf mein Fahrzeug zu, riß die Tür auf, krallte meine Finger in das Jackett des Kerls und zerrte ihn heraus.

Ich rammte ihn gegen den Peugeot und holte aus, um ihm einen Faustschlag zu versetzen, aber dann blieb meine Faust in der Luft hängen, denn der Mann schockte mich mit seinem Aussehen.

Er war blind, hatte nur schneeweiße Augäpfel. Das war nicht normal. Noch nie kam mir zu Ohren, daß ein Blinder ein Auto gestohlen hatte.

Irgend etwas stimmte hier nicht.
»Was hatten Sie vor?« fragte ich den Mann schneidend.
Er knurrte feindselig und versetzte mir einen Stoß. Sein Gesicht verzerrte sich zu einer grausamen Fratze. Ich taumelte zurück und prallte gegen ein Hindernis.
Zwei Mädchen waren es, ebenso blind wie der Kerl, der sich an meinem Wagen vergriffen hatte. Sie packten mich und hielten mich fest. Mir dämmerte es.
Die Monsterratten – diese rätselhaften Blinden, die mich auf eine mir unbegreifliche Weise sehen konnten… Das war eine Horrorshow des Bösen. Für diese Inszenierung war die schwarze Macht verantwortlich. Auch die geheimnisvolle Schöne gehörte mit in dieses Spiel.
Der Mann, der mich von sich gestoßen hatte, kam auf mich zu.
Ich versuchte mich von den beiden Mädchen loszureißen, doch sie waren viel kräftiger, als sie aussahen.
Der Kerl trat vor mich hin und schlug grinsend mit den Fäusten auf mich ein.
Mein Magen krampfte sich zusammen. Die Luft wich pfeifend aus meinen Lungen.
Ich spannte die Bauchmuskeln, die der Mann mit eisenharten Fäusten weichzuklopfen versuchte. Zu meiner großen Überraschung und meinem schlimmen Entsetzen tauchten hinter meinem Wagen noch drei Blinde auf.
Zwei Männer und ein Mädchen, und ihnen allen schien nur eines eingeimpft worden zu sein: mich fertigzumachen. Ein Faustschlag traf meinen Kinnwinkel und riß mir beinahe den Kopf ab.
Ich stöhnte. Die weiteren drei Blinden eilten um meinen Peugeot herum.
Auch sie wollten das Ihre dazu beitragen, daß ich mit wehender Fahne unterging.
Bevor sie mich erreichten, benützte ich die beiden Mädchen, die mich festhielten, als Stütze. Ich stemmte mich in ihrem Griff hoch, hob gleichzeitig beide Beine, zog sie an und rammte sie dem Kerl gegen die Brust, der mich so intensiv mit seinen Fäusten bearbeitete.
Er flog zurück und riß das Mädchen mit sich zu Boden. Die beiden Männer wichen ihm aus und eilten herbei. Es gelang mir, den linken Arm freizubekommen.
Sofort wandte ich mich dem rechten Mädchen zu. Es widerstrebte mir zwar, mit der Handkante auf sie einzuschlagen, aber ich hatte keine andere Wahl. Wenn ich es nicht tat, war ich geliefert.
Ich hatte nur noch diese eine Chance. Ich mußte sie nützen.
Meine Handkante sichelte durch die Luft. Ich traf dort, wo ich wollte. Der Griff des Mädchens lockerte sich.
Ich sprang zurück und war frei. Viele Hunde… Jetzt paßte das

Sprichwort wieder. In Fystanats Fall waren es Ratten gewesen, in meinem Fall waren es rätselhafte Blinde.

In beiden Fällen war es angeraten, zu fliehen. Ob Fystanat es geschafft hatte, wußte ich nicht. Mir würde es gelingen. Das glaubte ich jedenfalls.

Ich wirbelte herum und hetzte los, und das Verrückte an der Situation war, daß die Blinden mir folgten. Das konnte nur möglich sein, wenn Magie im Spiel war.

Irgend jemand mußte diese Menschen zu seinen Handlangern gemacht haben. Wer? Dieses geheimnisvolle schöne Mädchen etwa? Hatte sie die Aufgabe übernommen, Fystanat auszuschalten?

Gab es außer ihr noch jemanden, der für die schwarze Macht einen durchschlagenden Erfolg landen wollte?

Ich lief, so schnell ich konnte, und hatte die Blinden auf den Fersen, als würden sie sehen. Sechs Gegner waren mir zuviel. Ich mußte mich zunächst einmal vor ihnen in Sicherheit bringen, und dann mußte ich trachten, einen von ihnen allein zu erwischen.

Ich besaß immerhin einen magischen Ring. Wenn schwarze Magie sie lenkte, würde ich ihnen mit meinem Ring arg zusetzen können. Vielleicht gelang es mir sogar, sie vom Bann des Bösen zu befreien.

Aber ihr Augenlicht… das konnte ich ihnen nicht wiedergeben.

Ich rannte um eine Ecke, erreichte eine Plakatwand, von der mich ein halbnacktes Girl anlächelte, das Reklame für Unterwäsche machte.

Sie hatte rehbraune Augen, und ich fragte mich unwillkürlich, welche Augenfarben die blinden Furien einmal besessen hatten.

Mit einem raschen Blick zurück vergewisserte ich mich, daß ich einen kleinen Vorsprung herausgelaufen hatte. Den nützte ich.

Blitzschnell überkletterte ich die Plakatwand. Ich sprang und landete auf weichem Boden. Es war nicht schwierig, zu erkennen, wo ich mich befand. Eine Gärtnerei war es.

Dreißig Meter von mir entfernt standen zwei Glashäuser. Ich lief darauf zu, zog eine schmale Tür auf und huschte hinein. Die feuchte Wärme, die hier drinnen herrschte, trieb mir den Schweiß auf die Stirn.

Ich versteckte mich zwischen büscheligen Pflanzen. Das Glashaus hatte mehrere Eingänge. Da ich sie nicht alle im Auge behalten konnte, konzentrierte ich mich auf die beiden, die sich in meinem Blickfeld befanden.

Mir wäre es am liebsten gewesen, wenn nur einer der Blinden mich hier gefunden hätte. Mit einem wäre ich gut zurechtgekommen. Von mir aus hätten die anderen unverrichteter Dinge dorthin zurückkehren können, woher sie kamen.

Alles, was ich wissen mußte, hätte mir dieser eine Gegner verraten müssen. Ich zweifelte nicht daran, daß ich ihn mit meinem Ring zum

Reden bringen konnte.

Gespannt hockte ich hinter den Pflanzen und wartete. Ich strengte mein Gehör an, damit mir kein Geräusch entging. Würden auch die Blinden über die Plakatwand klettern? Wenigstens einer sollte es tun, denn ich brauchte ihn. Meine Spannung wuchs. Ich machte den Hals ein wenig lang und sah eine Gestalt. Wie ein Schemen glitt sie lautlos an der Glashauswand vorbei.

Ein Mädchen. Mir war's recht. Hauptsache, sie war allein. Sie blieb stehen, richtete sich aus ihrer geduckten Haltung etwas auf, wandte sich um. Und dann sah ich eine zweite und eine dritte Gestalt.

Die Möglichkeit, einen Blinden allein zu erwischen, schien dahin zu sein.

Sie rotteten sich zusammen. Alle sechs standen jetzt dort draußen und suchten mich mit ihren blinden Augen. Mir lief ein kalter Schauer über die Haut.

Grausam, was sich die Hölle immer wieder einfallen ließ. Es dauerte eine Weile, bis sich die Blinden entschlossen, weiterzugehen.

Ich hatte das Gefühl, unter meinen Füßen befänden sich glühende Kohlen.

Die sechs Gestalten entfernten sich. Ganz so weit schien es mit ihren Spürnasen doch nicht her zu sein. Das war Glück für mich. Ihre Umrisse zeichneten sich nur noch undeutlich auf dem Drahtglas ab, und schließlich sog die Dunkelheit sie vollends auf.

Für mich ergab sich nun die Frage, ob ich im Glashaus bleiben oder versuchen sollte, mir einen dieser Blinden zu holen. Die zweite Möglichkeit entsprach eher meinem Naturell.

Ich wartete und verkroch mich nicht gern. Ich packte den Stier lieber bei den Hörnern. Vorsichtig richtete ich mich auf. Auf den Colt Diamondback mußte ich in dieser Situation verzichten.

Es lag nicht in meiner Absicht, einen dieser Menschen zu verletzen. Die schwarze Macht hatte sie schon mit Blindheit geschlagen. Es sollte ihnen nicht noch mehr zustoßen.

Langsam pirschte ich durch das Glashaus auf einen der Ausgänge zu. Bevor ich die Tür öffnete, ballte ich meine Rechte zur Faust. Der magische Ring mußte mich vor Schaden bewahren.

Die Tür schwang zur Seite. Die kühle Luft, die über mein Gesicht strich, empfand ich angenehmer als die Luft im Glashaus. Ich schlich in die Richtung, die auch die Blinden eingeschlagen hatten.

Vorbei am zweiten Glashaus, auf eine kleine Baumgruppe zu – und plötzlich entdeckte ich den Mann, der sich in meinen Wagen gesetzt hatte. Er stand neben einem blattlosen Busch, wandte mir den Rücken zu.

Er sollte derjenige sein, welcher… Ich war neugierig, wie er auf meinen Ring reagierte. Vier Schritte trennten mich nur noch von ihm.

Ich schob meinen Fuß sachte über den Boden und belastete ihn erst, wenn ich ganz sicher sein konnte, daß kein Geräusch mich verraten würde.

Der Mann ging zwei Schritte weiter, blieb wieder stehen. Als ich nur noch einen Schritt von ihm entfernt war, holte ich zum Schlag aus. Dann machte ich den letzten, den entscheidenden Schritt, der mich ganz an meinen Gegner heranbrachte.

Ich schlug zu, traf den Mann, und er fiel wie ein gefällter Baum um. Reglos lag er auf dem Boden. Ich beugte mich über ihn, um zu sehen, wie stark die Magie meines Rings auf ihn ein eingewirkt hatte.

Da knackte hinter mir ein Ast, und ich fuhr wie von der Natter gebissen herum. Da stand ein wasserstoffblondes Mädchen. Mit beiden Händen umklammerte sie den Stiel eines Spatens, den sie zum Schlag erhoben hatte.

Das Eisenblatt sauste auf mich zu. Ich ließ mich fallen, doch zu spät. Der Spaten traf meinen Kopf – und für mich riß der Film.

***

Den Rekord hatte Neville O’Neill vor etwa einem halben Jahr aufgestellt. Da hatte er mit seinem Telefonpartner mal bis vier Uhr früh Schach gespielt, und in dieser Nacht schien wieder einmal so eine Marathonpartie zu laufen.

John Flobster in Glasgow war eine harte Nuß. Ein fuchsschlauer Schachspieler war das, der sich nur selten überlisten ließ und selbst eine Vielzahl raffiniertester Tricks beherrschte.

Es existierte eine Abmachung zwischen O’Neill und Flobster.

Keiner von ihnen würde je irgendein schlaues Buch zu Rate ziehen, um die Partie für sich zu entscheiden, und beide waren so ehrlich und so fair, sich an diese Vereinbarung zu halten.

O’Neill hätte die Hand dafür ins Feuer gelegt, daß Flobster niemals schummelte, und umgekehrt war es genauso. Seit drei Jahren spielten sie nun schon Telefonschach.

Sie hatten einander auf einem britischen Turnier kennengelernt und frönten ihrer Leidenschaft seither mit größtmöglicher Regelmäßigkeit. Soeben hatte John Flobster angerufen und seinen Zug durchgegeben.

Flobster hatte Weiß. Neville O’Neill stellte die Figur des Gegners auf das gewünschte Feld und erkannte, daß Flobster seinen beabsichtigten Angriff durchschaut und mit diesem Zug zunichte gemacht hatte.

O’Neill, ein behäbiger, grauhaariger Mann, der selbst dann korrekt gekleidet war, wenn er allein zu Hause war, kratzte sich schmunzelnd hinter dem Ohr.

»Verflixter Kerl«, sagte er, und in seiner Stimme schwang Anerkennung mit. Es war ein Vergnügen, mit Flobster zu spielen. O’Neill schätzte die intelligente Wachsamkeit seines Gegners sehr.

Noch nie war es ihm gelungen, John Flobster zu überfahren, denn der Mann in Glasgow war immer auf der Hut, da konnte es noch so spät sein. Flobsters Konzentration ließ niemals nach.

»So ein verflixter Kerl«, sagte Neville O'Neill noch einmal und umrundete das Schachbrett, das mitten im Wohnzimmer seines Hauses stand.

Er strich mit dem Zeigefinger nachdenklich über den sorgfältig gestutzten Oberlippenbart, während er hin und her überlegte, wie er Flobster doch noch erwischen konnte.

Die Partie war noch ausgeglichen, mit einem hauchdünnen Vorteil für Schwarz. Weiß war bisher ständig im Zugzwang gewesen und hatte noch keinen gefährlichen Angriff aufbauen können, aber das konnte sich schlagartig ändern. Der geringste Fehler genügte, und die Partie kippte für Schwarz um.

»Hm«, machte Neville O'Neill. »Hm.« Er stellte sich mal auf seine Seite, dann auf die Seite des Gegners, während seine Augen über das Schachbrett wieselten und sein Gehirn blitzschnell Kombinationen und Gegenzüge ausarbeitete.

Er wußte, daß er nichts überstürzen durfte, deshalb wandte er sich nach einer Weile vom Schachbrett ab und begab sich zur Hausbar, um sich einen teuren Cognac zu nehmen.

Langsam ließ der den edlen Tropfen in dem riesigen Schwenker kreisen, damit er bei Handwärme das richtige Aroma entfaltete. Mit dem Glas in der Hand trat er ans Fenster.

Er verschwendete dabei keinen Blick an das Schachbrett. Er hatte die Stellung im Kopf, hätte sie mit verbundenen Augen weiterspielen können. Versonnen schob er die milchweiße Gardine zur Seite.

Der Ausblick, den Neville O'Neill hier hatte, war nicht besonders großartig, denn er schaute direkt auf die langgezogene Ruine eines ausgebrannten Fabrikgebäudes.

Vor vier Jahren war der Brand bei Schweißarbeiten ausgebrochen, und dieser Schandfleck stand immer noch dort. Nachts war's nicht so schlimm, da war von dem schwarzen Gebäude kaum etwas zu sehen, aber bei Tag ärgerte sich O'Neill jedesmal, wenn er zum Fenster hinausschaute.

Er spiegelte sich im Glas, betrachtete sich wohlgefällig und prostete sich zu. »Und wir kriegen ihn doch, diesen alten Halunken«, sagte er überzeugt. »Es muß uns nur gelingen, ihn in eine Falle zu locken, aus der es für ihn kein Entrinnen mehr gibt.«

O'Neill nahm einen Schluck vom Cognac. Dann wollte er sich wieder dem Schachbrett zuwenden. Aber da irritierte ihn irgend etwas in der Finsternis. Eine Bewegung vielleicht. Er vermochte es nicht zu sagen.

Neville O'Neill trat näher an das Fenster heran. Er stellte den Schwenker beiseite und schirmte die Augen ab, um mehr in der

Dunkelheit erkennen zu können, und plötzlich wich die Farbe aus seinem Gesicht.

***

Fassungslos beobachtete Neville O'Neill, was in unmittelbarer Nähe seines Hauses passierte. Er sah riesige Ratten, und er sah einen Mann, der anscheinend nicht mehr lebte und von diesen widerlichen Nagern zur Ruine geschleppt wurde.

Die Tiere schleiften den wahrscheinlich Toten über den Bürgersteig, auf einen unkrautbewachsenen Schutthaufen zu und über diesen drüber. Ratten und Leichnam verschwanden aus O'Neills Blickfeld.

Der verdatterte Mann schüttelte den Kopf. »So große Ratten… Das gibt's doch nicht …«, preßte er verstört hervor.

Ihm war klar, daß er die Sache nicht auf sich beruhen lassen durfte. Es erfüllte ihn mit Furcht, als ihm einfiel, daß er, in unmittelbarer Nachbarschaft dieser riesigen Nager, extrem gefährdet war.

Er mußte dagegen unverzüglich etwas unternehmen. Es geschah zu seinem eigenen Schutz. Diese Riesenratten schienen ihr Opfer auf offener Straße angefallen zu haben. Nun schleppten sie es in die Fabrikruine, um es aufzufressen.

Wie lange würde es dauern, bis die erste Ratte hier erschien?

Kopflos hastete Neville O'Neill zum Telefon.

»So groß… Wie konnten sie so entsetzlich groß werden?« keuchte er und riß den Hörer von der Gabel. Er war entschlossen, die Polizei zu alarmieren, und die mußte dann unverzüglich etwas gegen diese gefährliche Rattenplage unternehmen.

Er tippte die erste Ziffer des Polizeinotrufs in den Apparat. Da fühlte er sich mit einem Mal so durchdringend angestarrt, daß er sich umdrehen mußte. Es wäre ihm nicht möglich gewesen, nicht darauf zu reagieren.

Seine Augen weiteten sich in namenlosem Grauen, denn durch das Fenster, an dem er vorhin gestanden hatte, starrte ihn so eine Monsterratte feindselig an.

»Jetzt kommen sie zu dir!« flüsterte er verstört.

Er ließ den Hörer sinken. Die Polizei wäre ja doch nicht mehr rechtzeitig hier eingetroffen. Kalter Schweiß brach dem Mann aus allen Poren. Sein fahriger Blick suchte nach einem Gegenstand, mit dem er sich bewaffnen konnte. Er entdeckte den Feuerhaken, der neben dem offenen Kamin lehnte.

Aufgeregt holte er ihn, während sich draußen die Ratte zum Sprung duckte und sich abschnellte. Wie ein Geschoß prallte das Tier gegen das Glas des Fensters und durchschlug es mit seinem dunkelgrauen Körper.

Ein klirrender Glasregen ging auf dem Teppich nieder. Neville O'Neill

stieß einen grellen Entsetzensschrei aus, als die Monsterratte auf ihn zuflitzte.

Sie sprang hoch. Taumelnd ließ sich O'Neill zur Seite fallen. Das Tier verfehlte ihn knapp. Sein Körper streifte den verstörten Mann.

Angewidert drehte sich O'Neill um und schlug mit dem Feuerhaken zu.

Er traf das Tier. Es hörte sich an, als würde er auf ein prall gefülltes Daunenkissen schlagen. Die Ratte quiekte und schnellte herum, um den Mann sofort wieder anzugreifen.

O'Neill stürmte durch das Wohnzimmer. Die Monsterratte flitzte hinter ihm her. Er hatte etwas beobachtet, das er nicht weitergeben durfte, deshalb jagte ihn die Ratte.

An der Tür fuhr Neville O'Neill herum und schlug wieder mit dem Feuerhaken nach dem Nager. Aus der Drehung heraus. Das Eisen surrte durch die Luft und traf den hochschnellenden Tierleib in der Mitte.

Die Monsterratte riß ihr häßliches Maul auf, flog zur Seite und knallte gegen die Wand. Doch sie war nicht erledigt. Sie fiel auf den Boden und stürmte schon wieder heran.

O'Neill verließ in großer Hast das Wohnzimmer und schloß sich in sein Arbeitszimmer ein. Zweimal drehte er den Schlüssel im Schloß herum. Dann lehnte er sich keuchend und schwitzend an die Tür, über die bereits in der nächsten Sekunde die Ratte mit ihren scharfen Krallen kratzte.

Der Mann sprang mit einem heiseren Aufschrei von der Tür weg.

Er stand Todesängste aus, als er hörte, wie die Ratte daranging, sich durch das Holz der Tür zu nagen.

»Weg!« schrie er wie von Sinnen. »Geh weg, du verdammtes Scheusal!« Doch der Horror eskalierte, denn als sich Neville O'Neill umdrehte, erblickte er vor dem Fenster eine zweite Ratte. Er stürzte hin und ließ den Aluminiumrolladen herunterrasseln.

Wenigstens diese eine Gefahr war gebannt. Aber was war mit der andern? Die Monsterratte nagte und nagte. Das Geräusch machte Neville O'Neill fast wahnsinnig.

Er schrie und hielt sich die Ohren zu, um es nicht mehr zu hören, und er sah, wie sich das Holz bewegte. Einen Moment später bohrten sich die langen Zähne des Nagers durch.

»Neiiin!« schrie O'Neill und schlug mit dem Feuerhaken nach der Schnauze, die durch die Öffnung ragte.

Das Tier zog sich blitzschnell zurück, biß Holzsplitter um Holzsplitter ab, die Öffnung wurde immer größer, und bald war sie so groß, daß die Ratte hindurchschlüpfen konnte.

Und das tat sie…

***

Mr. Silver durchkämmte seine Hälfte des Gebiets mit der ihm eigenen Gewissenhaftigkeit, doch ohne Erfolg, und darüber ärgerte er sich. Wenn er wenigstens eine einzige Ratte entdeckt hätte, wäre ihm schon wohler gewesen, denn dann wäre er diesem Tier gefolgt, und es hätte ihn mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit zu den andern geführt – und vielleicht sogar zu Fystanat, den es zu finden galt.

Ob Tony Ballard mehr Glück gehabt hatte? Der Ex-Dämon beschloß, nicht mehr allzu weit zu gehen. Danach wollte er umkehren und Tony beim Peugeot wiedertreffen.

Schritte! Der Hüne mit den Silberhaaren zog sich in den Schatten eines Haustors zurück. Zwei Männer kamen des Weges. Sie sprachen über ihre Arbeit und darüber, was sie ihrem Vorgesetzten gern alles gesagt hätten.

»Aber in so beschissenen Zeiten kann man sich das nicht mehr erlauben«, sagte der eine. »Da ist es besser, man hält die Schnauze und schluckt den Ärger hinunter.«

»Es kommen auch mal wieder bessere Zeiten«, meinte der andere. »Und dann kriegt der Bastard all das zu hören, was sich in mir angesammelt hat, das schwör' ich dir.«

Sie gingen an Mr. Silver vorbei, ohne ihn zu bemerken.

»Warst du beim Militär?« fragte der eine.

»Klar. Bei der Marine.«

»Ich bei der Infanterie. Da hatten wir einen Sergeant, der uns täglich die Hölle heißmachte. Bis er von uns eines Tages die Decke bekam. Wir warfen sie ihm hinter dem Casino über den Kopf, und dann ließen wir unserem Zorn freien Lauf. Die Täter wurden nie gefunden, und der Sergeant war von dieser Nacht an nur noch zwei Zentimeter groß.«

Lachend entfernten sich die Männer. Mr. Silver trat aus dem Schatten der Haustürnische und ging weiter. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite ragte die schwarze Ruine einer ausgebrannten Fabrik auf.

Der Ex-Dämon erinnerte sich, von dem Brand in der Zeitung gelesen zu haben. Auch im Fernsehen hatte man ausführliche Berichte gebracht. Es war eine Schande, daß die Ruine immer noch hier stand.

Man hätte sie längst wegräumen und ein anderes Gebäude herstellen müssen.

Hier lag wertvoller Baugrund brach.

Mr. Silver beschloß, mal mit dem Industriellen Tucker Peckinpah darüber zu reden.

Peckinpah war ein einflußreicher Mann. Wenn er zum richtigen Zeitpunkt am richtigen Ort das richtige Wort fallenließ, würde diese Ruine nicht mehr lange hier stehen.

Der Ex-Dämon wandte sich um. Da vernahm er plötzlich das Klirren von Glas, und dann den Schrei eines Mannes. Grund genug für ihn, sofort zu starten. Er rannte die Straße entlang und erreichte ein Haus,

dessen Fenster kaputt war.

Hier war Mr. Silver richtig. Er lief zu dem Fenster, griff durch das Loch im Glas, öffnete den Riegel, schob den Rahmen hoch und stieg in das Haus ein. Ein Rolladen rasselte, und Mr. Silver vernahm das häßliche Geräusch, das entsteht, wenn eine Ratte Holz annagt.

Er stürmte weiter und sah das Biest. Es verschwand soeben durch das Loch, das es ins Holz einer Tür gefressen hatte. Hinter der Tür befand sich ein Mensch, das hörte Mr. Silver, und er konnte davon ausgehen, daß der Mann sich eingesperrt hatte.

Folglich konnte er sich den Versuch sparen, die Tür aufzureißen.

Er warf sich deshalb mit großer Wucht gegen die Tür. Das Holz brach, der Hüne flog mit der splitternden und krachenden Tür in Neville O'Neills Arbeitszimmer und sah, wie die Monsterratte ihre Zähne in das Bein des Mannes schlug.

Lähmende Magie fällte Neville O'Neill. Der Nager flitzte zur Kehle des Mannes hoch, doch Mr. Silver ließ es nicht zu, daß die Ratte O'Neill noch einmal biß.

Er hob den Feuerhaken auf, lud das Eisen mit seiner starken Magie und durchbohrte die aggressive Ratte damit. Das Tier stieß einen schrillen Schrei aus, platzte auf und verging.

Da tauchten hinter dem Ex-Dämon zwei weitere Nager auf. Mr. Silver drehte sich um. Eine Ratte sprang ihn an. Sein Hieb mit dem magisch geladenen Feuerhaken schlug sie in der Mitte entzwei.

Sie löste sich auf, bevor sie auf dem Boden landete. Der andere Nager versuchte klüger zu sein. Er kletterte auf einen Schrank und wollte sich von dort oben auf Mr. Silver stürzen.

Doch der Ex-Dämon sprang vorwärts, seine Hand wurde zu Silber, seine Finger zu tödlichen Stacheln. Er griff nach der Monsterratte. Sie schnappte nach ihm. Ihre Zähne ratschten über das Silber, ohne den Ex-Dämon zu verletzen, und dann gruben sich die Silberfinger des Hünen in den Tierleib.

Tödlich verletzt erschlaffte das Tier. Mr. Silver warf es auf den Boden. Nichts blieb von dem Höllennager übrig. Es kam auch kein weiterer in Neville O'Neills Haus.

Der Ex-Dämon schob seine starken Arme unter O'Neills Körper.

Er hob den bewußtlosen Mann auf und trug ihn ins Wohnzimmer.

Dort legte er ihn auf eine glänzende Ledercouch und kümmerte sich um die Bißwunde.

Er beugte sich über das Bein und sog das Gift aus, das durch den Rattenbiß in O'Neills Körper gelangt war. Er schluckte die feindliche Magie, ohne daran Schaden zu nehmen. Sie wurde von seinem Magen neutralisiert.

Sobald alles Gift aus dem Körper des Mannes entfernt war, erwachte dieser mit einem langen, tiefen Seufzer. Seine Erinnerung setzte

schlagartig ein, und er richtete sich mit einem jähen Ruck erschrocken auf.

»Seien Sie unbesorgt, Sir«, sagte der Ex-Dämon beruhigend. »Die Gefahr ist vorbei.«

»Wer sind Sie?«

»Ich bin Mr. Silver, Sir. Darf ich fragen, wie Sie heißen?«

»Neville O'Neill.« Der Mann traute dem Ex-Dämon nicht ganz.

Mr. Silver war mehr als zwei Meter groß und hatte Haare und Augenbrauen, die aus Silberfäden bestanden.

Wer so ungewöhnlich aussieht, darf sich nicht wundern, wenn ihm manche Menschen zunächst mit Vorsicht oder gar mit Argwohn begegnen. Der Ex-Dämon hatte sich an diese Reaktion gewöhnt.

»Wie sind Sie in mein Haus gelangt?« fragte O'Neill heiser.

»Ich stieg durch das Fenster, als ich hörte, daß Sie Hilfe brauchten.«

»Wo… wo sind die Ratten?«

»Ich habe sie vernichtet. Es waren drei.«

»Drei? Und die andern?«

»Es kamen nur drei in Ihr Haus. Haben Sie mehr gesehen?«

»Ja«, sagte O'Neill.

»Wo?«

»Drüben. Sie schleppten einen Toten in die Fabrikruine.«

»Einen Toten? War der Mann, den Sie sahen, wirklich tot?« fragte Mr. Silver aufgeregt.

»Ich könnte es natürlich nicht beschwören. Aber er regte sich nicht mehr. Wissen Sie, woher diese Riesenratten kommen?«

»Ich habe eine Theorie«, sagte Mr. Silver. »Aber die behalte ich lieber für mich, sonst halten Sie mich für verrückt.«

»Ich wollte vorhin die Polizei anrufen… Die Ratte hinderte mich daran. Wir müssen es jetzt tun, Mr. Silver.«

»Am besten tun Sie gar nichts«, sagte der Ex-Dämon.

»Aber diese Tiere – und der Tote…«

»Es kommt alles ins Lot«, sagte der Hüne. Er erklärte Neville O'Neill nun doch, was lief. Der Mann hätte an Mr. Silvers Worten gezweifelt, wenn er nicht selbst beinahe ein Opfer der Monsterratten geworden wäre.

Ihre Existenz veranlaßte ihn, auch andere Dinge zu akzeptieren, die er bis vor einer halben Stunde noch als Hirngespinste abgetan hätte. Die grauenvolle Erfahrung hatte ihm gezeigt, daß es mehr zwischen Himmel und Erde gab, als er sich hätte träumen lassen.

Und so glaubte er dem sympathischen Hünen, daß er ein Ex-Dämon war, der sich mit einem Privatdetektiv zusammengetan hatte, um Jagd auf Geister und Dämonen zu machen, und daß ein Mann namens Fystanat aus der Welt des Guten nach London gekommen war, um sich in den »Weißen Kreis« einzugliedern und die Hölle zu bekämpfen.

»Fystanat«, sagte O’Neill ernst und nickte. »Ich hoffe, ich habe mich geirrt, und er lebt noch, Mr. Silver.«

»Das hoffe ich auch«, sagte der Hüne. »Geht es Ihnen wieder gut, Mr. O’Neill? Kann ich Sie ruhigen Gewissens allein lassen?«

»Machen Sie sich um mich keine Sorgen«, erwiderte Neville O’Neill und geleitete Mr. Silver zur Haustür. »Tun Sie, was Sie für Ihre Pflicht ansehen. Ich drücke Ihnen die Daumen.«

Mr. Silver trat aus dem Haus. »Wie viele Ratten haben Sie schätzungsweise gesehen, Mr. O’Neill?«

»Etwa zehn. Sie waren schwer zu erkennen in der Dunkelheit.«

Mr. Silver verabschiedete sich und ging. Der Schlupfwinkel der Monsterratten war gefunden. In der ausgebrannten Fabrik hatten sie ihr Versteck, und dorthin hatten sie Fystanat gebracht.

Wurde der Mann aus der Welt des Guten in der schwarzen Ruine von jemandem erwartet? Mr. Silver hatte den Verdacht, daß die Monsterratten von einem stärkeren Gegner geschaffen worden waren, damit er nicht selbst in Erscheinung treten mußte.

Wie auch immer, wo Fystanat war, wußte der Ex-Dämon. Er wollte vorläufig nichts weiter unternehmen. Erst mußte er Tony Ballard informieren und herholen, und gemeinsam würden sie dann das Rattenloch betreten, und alles daransetzen, um Fystanat aus der Klemme zu helfen.

Vorausgesetzt, dem Mann aus der Welt des Guten war überhaupt noch zu helfen. Mr. Silver beeilte sich, zum Peugeot zurückzukommen. Fystanat sollte nicht länger als unbedingt nötig in der Gewalt der schwarzen Macht bleiben.

Der Ex-Dämon fing an zu laufen. Bald sah er den weißen Wagen.

Er nahm an, Tony Ballard wäre inzwischen zu seinem Fahrzeug zurückgekehrt. Als er den 504 TI dann aber erreichte, sah er, daß niemand darinsaß, und die Tür auf der Fahrerseite stand offen.

Was hatte das zu bedeuten? Mr. Silver erinnerte sich, daß sie beide die Türen zugeschlagen hatten. Wer hatte die eine Tür wieder aufgemacht? Tony Ballard?

Wo steckte er nun?

***

Der Treffer raubte mir für eine Weile die Besinnung. Als ich wieder zu mir kam, merkte ich, daß ich getragen wurde. Die Blinden hatten mich gepackt.

Mein Kopf hing nach unten. Das Blut stieg mir in den Schädel und pochte vor allem schmerzhaft in der linken Schläfe, denn das war die Stelle, an der mich das Eisenblatt des Spatens getroffen hatte.

Als ich leise stöhnte, verstärkte sich der Druck der Hände, die mich hielten, sofort.

Meine Gegner wollten mir keine Möglichkeit bieten, ihnen noch einmal zu entkommen.

Sie trugen mich in ein Haus, an dessen Tür der Name Errol Lindsay stand. Eines der Mädchen versetzte der Tür einen Stoß. Sie knallte hinter uns zu. Der Hall flog durch das ganze Haus.

Die Blinden trugen mich, ihren Gefangenen, in den Salon, der mit sehr viel Geschmack und mit Liebe zum Detail eingerichtet war.

Man warf mich in einen klobigen Sessel.

»Gebt acht, daß er nicht flieht«, sagte einer der Blinden und entfernte sich.

Jetzt erst fiel mir auf, daß sie nicht mehr zu sechst waren. Ein Mann fehlte, und zwar der, den ich in der Gärtnerei mit meinem magischen Ring gefällt hatte, bevor mich der Spaten von den Beinen holte.

Lag er noch in der Gärtnerei? Es mag verrückt klingen, daß ich mir in meiner Situation auch Sorgen um ihn machte, aber es war so.

Drei Mädchen und ein Mann bewachten mich. Obwohl sie keine Pupillen und keine Iris hatten, entging ihnen keine meiner Bewegungen. »Warum habt ihr mich überfallen?« wollte ich wissen.

Sie schwiegen.

»Wem dient ihr? Wessen Befehlen gehorcht ihr?« fragte ich.

»Sei still, Tony Ballard!« herrschte mich das wasserstoffblonde Mädchen an.

»Wieso kennst du meinen Namen?« fragte ich. »Wer seid ihr? Wessen Geist beherrscht euch? Wer hat euch das Augenlicht genommen?«

Die Antwort war ein Schlag in mein Gesicht, der meinen Kopf zur Seite riß. Geschlagen hatte mich der Mann. »Keine Fragen, Tony Ballard!« zischte er.

Der zweite Mann kehrte zurück und fesselte mich an Händen und Füßen.

Dann traten sie von mir zurück. Sie setzten sich und regten sich nicht mehr. Wie Statuen saßen sie im Salon und schienen auf jemanden zu warten.

Die Fesseln saßen so stramm, daß es mir nicht möglich war, mich davon zu befreien. Ich war ebenso wie die Blinden zum Warten verurteilt, und die Zeit raste an mir vorbei.

Ich dachte an Fystanat, dem ich nicht beistehen konnte, und hoffte, daß Mr. Silver dem Mann aus der Welt des Guten inzwischen zu Hilfe kam. Monsterratten spukten in meinem Kopf herum, und ich sah vor meinem geistigen Auge dieses schöne geheimnisvolle Mädchen wieder, das ich schon irgendwo mal gesehen hatte.

Ich schien für die Blinden nicht mehr zu existieren. Sie hatten den Auftrag, den sie erhielten, ausgeführt, und damit war die Sache für sie erledigt.

Keine Fragen, Tony Ballard. Verdammt noch mal, ich wollte aber

wissen, was gespielt wurde. Ich wollte den oder die Drahtzieher der Geschehnisse kennenlernen.

Und ich wollte vor allem, daß Fystanat am Leben blieb, denn er war wichtig für den »Weißen Kreis«. Eine antike Uhr tickte leise.

Nervös schwang das Pendel hin und her.

Sonst war kein Geräusch im ganzen Haus zu hören. Das Leben schien die fünf Blinden verlassen zu haben. Doch plötzlich ging ein Ruck durch ihre Körper. Sie regten sich wieder, schienen die Nähe ihres Herrn zu spüren.

Einer von ihnen erhob sich. Er ging an mir vorbei. Ich fühlte nichts. Das wunderte mich nicht. Zwischen mir und dem Wesen, von dem diese blinden Menschen beherrscht wurden, gab es keine Verbindung, und darüber konnte ich nur froh sein.

Der Mann, der den Salon verlassen hatte, öffnete die Haustür. Jemand trat ein. Noch konnte ich nicht sehen, wer es war, aber in wenigen Augenblicken würde es für mich ein Geheimnis weniger geben, davon war ich überzeugt.

Schritte näherten sich der offenen Salontür. Ich richtete meinen Blick dorthin, und nun sah ich sie wieder, die rätselhafte Schöne.

Die Entfernung war nicht mehr so groß wie bei unserer ersten Begegnung auf der Straße, und es war hier drinnen auch wesentlich heller, so daß ich jede Einzelheit ihres ebenmäßigen Gesichts erkennen konnte.

Jetzt wußte ich, wer sie war. Sie hörte auf den Namen Arma und war nicht nur eine gefährliche Zauberin, sondern auch noch die Freundin des Silberdämons Metal!

***

Arma.

Mein Mund trocknete aus. Großer Gott, was mir in diesem Augenblick alles durch den Kopf stürmte, machte mich benommen.

Das waren gefährliche Erlebnisse, die mein Geist in Gedankenschnelle nachvollzog.

Mr. Silver, Daryl Crenna alias Pakka-dee und ich hatten uns nach Protoc, in die Welt der Pavian-Dämonen begeben. Wir hatten den Affenkaiser Raghoora bekämpft. [7]

Arma und Metal hatten an unserer Seite gestanden. Aber nur dieses eine Mal. Weil uns gemeinsame Interessen verbanden, und weil wir vereint mehr erreichen konnten.

Doch sowohl Arma als auch Metal hatten keinen Zweifel darüber gelassen, daß wir bei unserer nächsten Begegnung Feinde sein würden… Ich sah mich auf dem Flugdrachen sitzen, wir überquerten einen Lavagraben, beinahe wären wir abgestürzt …

Das alles war Vergangenheit. Ich hatte Arma und Metal beinahe

vergessen. Ehrlich gesagt, ich rechnete nicht damit, sie je wiederzusehen. Es gibt viele Dimensionen und Welten.

Daß Metal und seine Freundin ausgerechnet zu uns auf die Erde kommen würden, hielt ich für unwahrscheinlich, denn der Silbermann wußte, daß hier mein Freund und Kampfgefährte Mr. Silver lebte.

Ich hielt es für unklug von Metal, in Mr. Silvers Lebensbereich einzudringen, denn das würde sich der Ex-Dämon nicht gefallen lassen. Metal und Mr. Silver entstammten beide der Silberwelt, die nicht mehr existierte.

Wir hatten von Metal erfahren, daß Asmodis die Silberwelt verwüstete, nachdem ihn der Affenkaiser Raghoora gegen die Silberdämonen aufgewiegelt hatte. Nun, Raghoora hatte seine Strafe bekommen, und wir trennten uns nach dem erbitterten Kampf von Arma und Metal.

Ich wäre nicht traurig gewesen, wenn ich die beiden nicht wiedergesehen hätte. Doch nun hatte ich wieder mit ihnen zu tun.

Jawohl, mit ihnen, denn ich konnte mit Sicherheit davon ausgehen, daß Arma nicht allein nach London gekommen war.

Bestimmt hielt sich Metal irgendwo im Hintergrund verborgen!

Ich hatte das ungute Gefühl, daß ich auch ihn bald zu Gesicht kriegen würde.

Arma hatte diese bedauernswerten Menschen also erblinden lassen und in ihren Bann geschlagen.

Würden diese unschuldigen Opfer je wieder von ihr loskommen?

Wenn ja, würden sie dann ohne ihr Augenlicht weiterleben müssen? Für mich stand fest, daß Armas starke Zauberkraft die Monsterratten erschaffen hatte.

So etwas war für sie eine Kleinigkeit. Sie konnte noch viel mehr.

Leider. Und ich befand mich – verdammt noch mal – in ihrer Gewalt. Kein Wunder, daß ich das Gefühl hatte, jemand würde mir mit einem Eiszapfen über den Rücken streichen, als sie eintrat.

Triumph strahlte auf ihrem schönen Gesicht. »Tony Ballard, der Dämonenhasser«, sagte sie voller Verachtung. »Ich freue mich, dich wiederzusehen.«

»Ich mich nicht«, erwiderte ich hart.

Sie nickte. »Das kann ich verstehen. Du befindest dich in einer äußerst unangenehmen Lage.« Sie kam näher.

Ich hatte den Eindruck, Kälte würde von ihr zu mir herüberwehen.

Spöttisch schüttelte sie den Kopf. »Diesmal hast du dich nicht besonders geschickt angestellt. Es fiel meinen Dienern sehr leicht, dich in ihre Gewalt zu bringen.«

»Mußtest du ihnen unbedingt das Augenlicht rauben?« fragte ich wütend.

Arma lachte. »Ich kann mir vorstellen, daß dir das nicht gefällt, aber

dadurch machte ich diese Menschen noch mehr von mir abhängig. Sie sehen durch mich. Sollte die Verbindung aus irgendeinem Grund abreißen, sehen sie nichts mehr.«

»Wo ist Metal?« fragte ich.

»Er wird sich ebenso wie ich freuen, dich wiederzusehen«, sagte Arma.

»Ihr habt vom ›Weißen Kreis‹ erfahren und Wind bekommen, daß Fystanat sich ihm anschließen möchte, ist das richtig?«

»Ja, und natürlich hatten wir nichts eiligeres zu tun, als dafür zu sorgen, daß Fystanat sein Ziel nicht erreicht, das ist doch klar«, gab Arma unumwunden zu.

»Was habt ihr mit ihm vor?« wollte ich wissen.

»Er wird sterben. Die Ratten haben ihn zu unserem Versteck gebracht.«

»Wo befindet sich das?«

»Hier in der Nähe«, sagte Arma. »Wir rechneten nicht damit, daß du uns in die Quere kommen würdest, Dämonenhasser. Aber nun paßt es sehr gut in unsere Pläne. Du wirst Fystanats Tod miterleben und dann selbst sterben. Wie gefällt dir das?«

»Wenn meine Hände nicht gefesselt wären, würde ich dir Applaus spenden«, entgegnete ich sarkastisch. In der ganzen verfahrenen Sache gab es einen einzigen Lichtblick: Fystanat war noch nicht tot. Er lebte noch.

Und da ich ein unverbesserlicher Optimist bin, dachte ich daran, daß uns vielleicht das Glück hold sein würde… Ich gebe zu, es war ein dünner Strohhalm, an den ich mich klammerte, aber das tun Ertrinkende nun mal.

***

Ethel McGuire gähnte. Sie saß neben ihrem Mann Roy im Wagen und war müde.

»Das war der langweiligste Abend, den ich je erlebt habe«, brummte Roy McGuire.

»Mir ging es genauso. Direkt peinlich war's«, sagte Ethel, eine magere Frau über vierzig. Sie trug ihr schönstes Kostüm, mit einem kunstvollen Herbstgesteck am Aufschlag.

»Und das soll nun eine Verlobungsfeier gewesen sein«, sagte Roy McGuire. »Ich sage dir, unser Junge ist im Begriff, einen schweren Fehler zu machen. Er heiratet in eine Familie von Langweilern. Das schafft den Jungen, darauf kannst du wetten. In ein paar Jahren ist er auch so ein Traumtänzer, mit dem man nichts mehr anfangen kann. Komm mir bloß nicht damit, er heiratet Ginger und nicht die Familie. Die heiratet er automatisch mit. Der entgeht er nicht, und sie wird ihn mit ihrem langweiligen Bazillus anstecken und vergiften. In fünf

Jahren kennen wir unseren Sohn nicht mehr, du wirst es erleben.«

»Ich wollte, man könnte ihm von diesem Schritt abraten«, sagte Ethel. »Aber wenn man dieses Thema bloß anschneidet, verschließt er schon die Ohren, oder er redet ganz schnell von etwas anderem.«

»Ginger ist sein erstes Mädchen. Er ist auf sie hereingefallen. Die Mädchen sind in diesen Dingen doch viel raffinierter als die Jungs. Jungs sind in dem Alter noch dumme Hammel. Wenn sie endlich zu verstehen beginnen, sind sie bereits verheiratet, zwei, drei Kinder plärren um die Wette, und sie haben keine Chance mehr, ihre Freiheit wiederzukriegen. Wie oft habe ich ihm gesagt, ein Mann soll sich vor der Ehe erst mal so richtig austoben. Er hörte mir andächtig zu, zog los, um seine ersten Erfahrungen zu sammeln, geriet an Ginger – und aus war's.«

»Vielleicht kommt er selbst noch zur Einsicht«, meinte Ethel.

»Diese Hoffnung kannst du begraben. Er ist ja ganz verrückt nach dem Mädchen. Ich gebe zu, sie ist recht hübsch, aber andere Mütter haben doch auch schöne Töchter, verflixt noch mal. Muß es unbedingt Ginger Holloway sein?«

»Anscheinend ja«, sagte Ethel.

Roy McGuire zuckte die Schultern. »Tja, unser Leben ist es nicht, das der Junge versaut. Es ist seins.«

»Was sagst du zu Gingers Mutter?« wollte Ethel hören.

»Meine Güte, ist das eine verschrobene Gewitterziege. Und was für verzopfte Ansichten die hat. Man könnte meinen, sie stammt aus dem vorigen Jahrhundert. Die Frau ist so alt wie wir, ist aber kein bißchen modern und hat überhaupt keinen Schwung. Ehrlich gesagt, man könnte mit ihrem Mann beinahe Mitleid haben. Bei denen ist bestimmt Weihnachten öfter.« Roy McGuire lachte schallend. Er legte seine Hand auf das Knie seiner Frau und massierte es. »Da ist es bei uns beiden ganz anders, was? Aktiv wie eh und je. Und ich gedenke das bis ins hohe Alter zu bleiben, mein Schatz.«

Er nahm die Hand zurück, weil er sie zum Drehen des Lenkrads brauchte. Stark schlug er ein und ließ den Wagen in eine finstere Einfahrt rollen. In der Mitte brachte er den Vauxhall zum Stehen.

»So«, sagte er. »Da wären wir wieder. Sagen wir, es war nichts.«

»Das Übel an der Geschichte ist, daß Ginger bereits eine eigene Wohnung hat und der Junge zu ihr gezogen ist«, meinte Ethel, während sie ausstieg.

»Tja, damit kriegt sie ihn allabendlich natürlich noch besser in den Griff, unseren naiven Dummkopf. Ach, was soll's. Wir müssen es nehmen, wie's kommt. Wir brauchen uns keine Vorwürfe zu machen. Was wir tun konnten, um dem Jungen die Augen zu öffnen, haben wir getan. Wenn er sich dennoch unbedingt anrennen möchte, ist das seine Sache.«

Sie gingen ins Haus, das die Nordfront ihres Gärtnereibetriebs begrenzte. Ethel machte im Schlafzimmer Licht und zog sich aus.

Als sie im schwarzen Unterhemd vor dem Spiegel stand und in ihrem Haar die Klammern suchte, trat ihr Mann hinter sie, umfaßte sie, drückte sie fest an sich, küßte ihren Nacken und flüsterte: »Bis ins hohe Alter…«

Da stieß Ethel plötzlich einen schrillen Schrei aus. Ihr Mann mußte denken, sie habe den Verstand verloren. Ihr Gesicht verzerrte sich, die Augen weiteten sich vor Entsetzen.

»Roy!« schrie sie, und sie zitterte furchtbar. »Da! Da! Am Fenster! Ein Mann! Ein blinder Mann!«

***

Roy McGuire sah das Gesicht ebenfalls. Es wirkte fahl, und die Augen waren nur große weiße Kugeln. »Verdammt, wie kommt der denn mitten in der Nacht hierher?« preßte McGuire aufgeregt hervor.

Der Blinde schlug mit flachen Händen gegen das Fenster.

»Er schlägt uns die Scheibe ein!« rief Roy McGuire. »Schnell, Ethel, zieh dir was über. Ich hol' ihn herein!« Erst danach fiel dem Gärtner ein, daß der Blinde seiner Frau nichts weggucken konnte.

Ethel fischte ihren Morgenrock, der hinter der Schlafzimmertür hing, vom Haken und zog ihn an, während ihr Mann aus dem Haus eilte. Er lief auf dem Traufenstein und erblickte den Blinden, der immer stärker auf die Scheibe klopfte.

»Hören Sie auf damit!« rief Roy McGuire. »Schlagen Sie doch nicht unser Fenster kaputt, Mann! Ist ja schon gut!«

Er erreichte den Blinden. Es war Henry Clarke. Seit ihn Tony Ballards Ring getroffen hatte, existierte die Verbindung zwischen ihm und Arma nicht mehr. Sie lenkte ihn nicht mehr.

»Ist ja schon gut«, sagte McGuire noch einmal. Er griff nach den Armen des Blinden. Der Mann erschrak. »Haben Sie keine Angst«, sagte McGuire besänftigend. »Niemand will Ihnen etwas tun.«

Er zog Clarke vom Fenster weg. Der Mann schien nicht nur blind zu sein, sondern auch stumm und taub. Und möglicherweise war auch sein Geist verwirrt, denn Roy McGuire bekam auf die vielen Fragen, die er dem Fremden stellte, keine einzige Antwort.

Der Gärtner kratzte sich am Hinterkopf. »Junge, was mache ich denn bloß mit dir? Du sagst mir nicht, wie du heißt, woher du kommst, wo du wohnst… Na, komm erst mal mit.«

Er führte den Blinden in sein Haus. Ethel erwartete ihn mit gespannter Miene. Sie biß sich auf die Lippe und musterte den Fremden aufgeregt.

»Er sagt kein Wort«, bemerkte McGuire. »Scheint nicht sprechen zu können.« Zu Clarke gewandt, sagte er: »So, Kamerad. Setz dich. Setz

dich!« Er drückte den Blinden auf einen Stuhl nieder.
»Furchtbar, wie seine Augen aussehen«, sagte Ethel.
»Er ist ein armes Schwein. Mir tut niemand mehr leid als ein Blinder. Wenn man nur einen Arm oder ein Bein hat, geht das noch, aber wenn du nichts mehr siehst, nee… Also wirklich, nee. Das ist für mich das Schlimmste.«
»Woher kann der Mann kommen?« fragte Ethel.
»Vielleicht ist er aus irgendeinem Blindeninstitut abgehauen.«
»Kennst du hier in der Nähe ein Blindenheim?«
»Nein. Sieh mal im Telefonbuch nach.«
Ethel tat es, aber sie fand kein Heim. Sie forderte ihren Mann auf, nachzusehen, was der Blinde in seinen Taschen trug. Sie hoffte, Roy würde Papiere finden.
Der Gärtner legte alles auf den Tisch, was er aus Clarkes Taschen holte. Einen Hartgummikamm, einen Schlüsselbund, eine Geldbörse mit fast zweihundert Pfund, alte Kinokarten, einen quittierten Kassenbon. Aus.
Roy McGuire füllte die Taschen des Blinden damit wieder.
»Was nun?« fragte seine Frau.
»Irgendwie müssen wir ihn loswerden«, meinte McGuire.
»Aber wie? Wir können ihn nicht auf die Straße führen und ihn einfach seinem Schicksal überlassen, Roy.«
»Denkst du, so etwas würde ich tun?« Der Gärtner massierte nachdenklich seine Nase. »Er redet nichts. Vielleicht hat er einen Schock erlitten.«
»Dann muß ihn sich Doc Allyson ansehen«, sagte Ethel.
Ihr Mann schnippte mit dem Finger. »Genau das wollte ich auch gerade sagen. Jawohl, Doc Allyson muß her. Er wird zwar keine große Freude haben, wenn wir ihn zu dieser späten Stunde aus dem Bett holen, aber da kann man nichts machen. Ruf ihn an, Ethel.«
Die Frau eilte zum Telefon und wählte die Nummer des Hausarztes. Allyson meldete sich mit verschlafener Stimme, nachdem es mindestens zehnmal bei ihm geläutet hatte.
»Doktor, hier ist Ethel McGuire«, sagte die Frau aufgeregt.
Der Arzt verstand ihre Aufregung falsch. »Ist etwas mit Ihrem Mann, Mrs. McGuire?«
»Nein, dem geht es gut, Doktor.« Ihr Bericht sprudelte so schnell aus ihr heraus, daß ihr Doc Allyson nicht folgen konnte. Er bat sie, zu wiederholen, was sie gesagt hatte, und, wenn möglich, etwas langsamer.
Ethel McGuire hatte Mühe, ihm diesen Wunsch zu erfüllen. Allyson versprach, sofort zu kommen, und legte auf. Roy McGuire betrachtete den Blinden kopfschüttelnd.
»Daß er keine Papiere bei sich trägt.«

»Hast du denn immer welche bei dir?« fragte Ethel.

»Nein. Vielleicht hat er irgendwo draußen seine Brieftasche verloren«, meinte der Gärtner. »Ich seh' mal nach.«

»Ich komme mit.«

»Solltest du nicht besser hierbleiben?«

»Er läuft nicht weg. Außerdem ist mir der Mann irgendwie unheimlich.«

»Unsinn. Er ist ein armer Teufel. Der tut keiner Fliege was zuleide. Der ist froh, wenn ihm keiner was tut.«

Ethel schlüpfte in eine Steppjacke und begleitete ihren Mann. Mit einer lichtstarken Handlampe versuchten sie den Weg zu finden, den der Blinde gegangen war.

Zehn Minuten lang suchten sie, ohne eine Brieftasche zu finden.

Da nun bald Doc Allyson eintreffen würde, kehrten sie ins Haus zurück, und dort erlebten sie eine unliebsame Überraschung.

Der Blinde war verschwunden.

***

Mr. Silver versetzte der Peugeot-Tür einen ärgerlichen Stoß.

Verflucht noch mal, welche Entscheidung sollte er nun treffen? Es war wohl nicht ratsam, hier auf Tony Ballards Rückkehr zu warten, während Fystanat so schwer in der Klemme steckte.

Wenn Tony nicht zurückkehrte, mußte er, Mr. Silver, eben versuchen, Fystanat allein herauszuhauen. Damit Tony, falls er später hier eintraf, aber Bescheid wußte, wollte ihm der Ex-Dämon eine Nachricht unter den Scheibenwischer klemmen.

Mini-Kugelschreiber und Mini-Notizblock waren am Armaturenbrett befestigt. Mr. Silver öffnete den Wagenschlag wieder und beugte sich in das Fahrzeug.

Zufällig blickte er dabei auf die Windschutzscheibe. Vielleicht war es auch die Bewegung, die seine Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Er sah einen Mann.

Zuerst glaubte er, es handelte sich um einen Betrunkenen, doch dann erkannte er, daß der Mann blind war und völlig ohne Orientierung umherirrte. Der Ex-Dämon zog sich aus dem Fahrzeug zurück und ging dem Blinden entgegen.

Er fing den Mann ab. Der Blinde erschrak, und Mr. Silver spürte etwas, das ihn sofort mißtrauisch machte. Der Ex-Dämon konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, daß dieser Mann Kontakt mit dem Bösen gehabt hatte.

Rührte vielleicht sogar diese Blindheit daher? Mr. Silver sprach den Mann an, erhielt aber keine Antwort. Eine kaum wahrnehmbare Reststrahlung ging von dem Blinden aus. Nur Mr. Silver konnte sie spüren.

Er führte den Blinden zum Peugeot und veranlaßte ihn, einzusteigen. Dabei fiel ihm im Nacken des Fremden ein roter Abdruck auf. Der rote Fleck, der möglicherweise von einem Schlag herrührte, zeigte die Form eines Drudenfußes.

Mr. Silvers Gedanken galoppierten sofort los. Tony Ballards schwarzer Stein des magischen Rings war in Form eines Pentagramms geschliffen. Hatte Tony diesen Mann niedergeschlagen?

Der Ex-Dämon stellte gewagte Hypothesen auf. Möglicherweise hatte dieser Mann unter dem Einfluß einer bösen Macht gestanden, und Tony Ballard hatte die Verbindung mit seinem magischen Ring getrennt.

War der Blinde vorher gelenkt worden, so funktionierte das nachher nicht mehr. Da der Mann nicht ansprechbar war, nahm der Hüne an, es gebe im Kopf des Blinden eine Gedächtnisblockade, und er ging sofort daran, sie zu durchbrechen.

Er setzte sich hinter den Fremden und massierte seine Schläfen.

Es knisterte an seinen Fingerspitzen. Ein Zeichen dafür, daß magische Ströme austraten und in den Kopf des Menschen eindrangen.

Es kam bereits nach kurzer Zeit zum Zusammenbruch der Blockade und zu einer schwarzen Entladung, unter der sich der Blinde stöhnend aufbäumte, von krampfartigen Zuckungen befallen wurde und schließlich ächzend zusammensackte.

Nun war auch der winzige Rest des Bösen aus ihm entwichen.

Sein Geist erwachte. Er konnte erstmals wieder selbst denken, ohne manipuliert zu werden.

Aber er konnte nicht sehen. Seine Reaktion darauf ließ Mr. Silver unschwer erkennen, daß der Mann noch nicht lange blind war. Der Mann weinte. Er legte die Finger auf die geschlossenen Augen und wurde mit dem furchtbaren Schicksalsschlag nicht fertig.

Als ihm Mr. Silver die Hand auf die Schulter legte, erstarrte der Blinde. »Sie brauchen keine Angst zu haben«, sagte der Ex-Dämon.

»Ich bin ein Freund.«

Der Mann sagte kein Wort. Er ließ die Hände sinken und tastete seine Umgebung ab. Mr. Silver erklärte ihm, daß er in einem Wagen saß.

»Verstehen Sie, was ich sage?« fragte der Hüne.

Der Blinde nickte.

»Können Sie sprechen?« fragte der Ex-Dämon.

»Ja«, kam es gepreßt über die Lippen des Blinden.

Mr. Silver fragte ihn nach seinem Namen.

»Henry Clarke«, sagte der Mann. »Ich bin… ich war Schauspieler. Ohne mein Augenlicht kann ich nicht mehr spielen … O mein Gott.«

»Haben Sie es erst heute verloren?«

»Ja«, sagte Clarke.

»Durch wen? Erzählen Sie mir, was passiert ist, Mr. Clarke. Vielleicht

kann ich Ihnen helfen.«

Der Schauspieler schüttelte verzweifelt den Kopf. »Ich bin blind. Mir kann keiner mehr helfen.« Stockend erzählte er von Errol Lindsays Mitternachtsparty, die so vielversprechend begonnen hatte. Aber dann war über die sechs Menschen das Grauen hereingebrochen.

Als Clarke das schöne Mädchen erwähnte, das ihnen ihr Augenlicht geraubt hatte, horchte Mr. Silver auf. Er bat den Mann, die Schöne genauer zu beschreiben, aber das konnte Henry Clarke nicht.

»Kennen Sie ihren Namen?« fragte Mr. Silver aufgeregt.

»Nein«, sagte Clarke.

»Erzählen Sie weiter«, forderte Mr. Silver den Mann auf. Er erfuhr, welche Befehle das Mädchen den Blinden erteilte. Tony Ballard sollten sie überwältigen und in Errol Lindsays Haus bringen.

»Ist das geschehen?« fragte Mr. Silver gespannt.

Clarke berichtete, daß es ihnen nicht auf Anhieb gelang, Tony Ballard in ihre Gewalt zu bringen. Der Dämonenjäger konnte fliehen. Er versteckte sich in einer Gärtnerei. Dort suchten ihn die Blinden.

»Ich erhielt einen Schlag in den Nacken und brach zusammen«, sagte Henry Clarke abschließend. »Mehr weiß ich nicht. Ich kam erst hier wieder zu mir.«

»Den Schlag erhielten Sie von Tony Ballard«, sagte Mr. Silver. »Er löste damit die Verbindung zwischen Ihnen und diesem Mädchen.«

»Sie ist eine Teufelin«, sagte Clarke voller Verbitterung und Haß.

»Was sie uns angetan hat…«

»Vielleicht kann ich sie zwingen, den Zauber rückgängig zu machen«, sagte der Ex-Dämon.

»Sie? Dieses Mädchen würde mit Ihnen ebenso verfahren wie mit uns.«

»Das bezweifle ich«, sagte Mr. Silver hart und erklärte dem Blinden mit wenigen Worten, wer er war. Da er damit rechnete, daß Tony Ballard es nicht geschafft hatte, mit seinen fünf Gegnern fertigzuwerden, nahm er an, daß sein Freund sich jetzt in Errol Lindsays Haus befand.

Folglich brauchte Tony seine Hilfe. Der Ex-Dämon stieg aus, eilte um das Fahrzeug herum, setzte sich ans Steuer und fuhr los.

***

Er lag im Keller der Ruine und war nicht in der Lage, sich zu bewegen, obwohl er nicht gefesselt war. Die lähmende Magie sorgte dafür, daß Fystanat nur sehen, denken und fühlen, sich aber nicht regen konnte.

Seine Ankunft auf der Erde hatte er sich anders vorgestellt. Daß ihn hier gleich die erste Gefahr voll erwischen würde, hätte er nicht gedacht. Es mußte vorzeitig durchgesickert sein, daß er sich dem

»Weißen Kreis« anzuschließen gedachte, und so hatte die Gegenseite Gelegenheit, sich auf seine Ankunft vorzubereiten.

Fystanat dachte an seinen Freund Pakka-dee, den er vielleicht nicht wiedersah. Dabei hatten sie so große Pläne geschmiedet, damals noch, in der Welt des Guten.

Und nun liege ich hier, dachte Fystanat bitter, und kann mich nicht rühren, fühle mich mehr tot als lebendig und werde von diesen verfluchten Ratten bewacht.

Die Nager hockten in seiner Nähe und ließen ihn nicht aus den Augen. Ihr Gift lähmte auch das Zentrum seiner übernatürlichen Fähigkeiten, die er dadurch nicht wieder aktivieren konnte.

Oh, wenn er dazu in der Lage gewesen wäre, hätte er diese widerlichen Monsterratten mit einem gleißenden Elmsfeuer vernichtet. Aber das Zentrum war gesperrt.

Noch wußte Fystanat nicht, wer verhindert hatte, daß er zum

»Weißen Kreis« stieß, aber er war sicher, daß das nicht mehr lange ein Geheimnis bleiben würde.

Etwa zehn Meter von ihm entfernt stand ein schwerer, klobiger Silbersarg, dessen Deckel geschlossen war. Fystanat wußte nicht, ob sich jemand in dem Sarg verbarg oder ob die silberne Totenkiste für ihn bestimmt war.

Auch das würde sich bald aufklären. Der Mann aus der Welt des Guten war traurig, denn er hatte sich viel vorgenommen, und würde nun nichts von all dem realisieren können.

Der dumpfe Hall von Schritten drang an sein Ohr. Jemand hatte den Ruinenkeller betreten und kam nun langsam auf Fystanat zu.

Gespannt wartete der Gefangene.

Er hörte das gemeine Lachen eines Mannes, und einige Sekunden später stand Metal, der Silberdämon, vor ihm. Ein kraftstrotzender Hüne mit gewelltem Haar und scharfgeschnittenen Gesichtszügen.

Er blickte Fystanat mit seinen perlmuttfarbenen Augen verächtlich an. »Da liegst du nun und fragst dich, wie's weitergeht«, höhnte Metal. »Ich nehme an, du weißt, wen du vor dir hast.«

»Ja, du bist Metal.«

»Mein Name hat in den Dimensionen des Schreckens einen guten Klang.«

»Ich kenne viele deiner unrühmlichen Taten«, sagte Fystanat frostig.

Metal lachte. »Ich kann verstehen, daß du mit dem nicht einverstanden bist, was ich tue. Wir unterscheiden uns zu sehr voneinander. Du stehst auf der Seite des Guten, ich genau gegenüber. Du bist ein Dummkopf, ich nicht.«

»Wieso bin ich ein Dummkopf?«

»Wußtest du nicht, daß du hier Schwierigkeiten kriegen würdest?«

»Nein.«

»Es rissen sich mehrere Dämonen um den Auftrag, dich abzufangen. Schließlich hat die schwarze Macht mir diese Aufgabe übertragen. Ich hätte nicht gedacht, daß es so leicht sein würde, dich unschädlich zu machen. Bisher brauchte ich noch nicht einmal einen Finger zu rühren. Was geschah, war alles das Werk meiner Freundin Arma. Ich muß sagen, sie hat ihre Sache gut gemacht, findest du nicht auch?«

Metal grinste. Er kostete seinen Triumph voll aus.

Nach einer kleinen Pause sagte er: »Du wirst sterben, Fystanat, das ist dir doch wohl klar. Es wäre ein großer Fehler, einen Mann wie dich am Leben zu lassen. Du hattest heute mal Pech, aber das darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß du gefährlich bist. Wir dezimieren die Zahl unserer Feinde, wo wir können.«

»Das tun auch wir«, sagte Fystanat.

»Ja, aber mit weit weniger Erfolg«, tönte Metal.

»Das bestreite ich.«

Metal wies auf die silberne Totenkiste. »Hast du den Sarg schon gesehen? Er wartet auf dich. Wie du dir denken kannst, ist das kein gewöhnlicher Sarg, sondern etwas ganz Besonderes. Die Behauptung trifft im wahrsten Sinne des Wortes zu, daß es dieser Sarg in sich hat. Sein Inneres ist gespickt mit unzähligen Stacheln, ähnlich wie die eiserne Jungfrau. Zum Unterschied davon sind die Silberstacheln mit schwarzer Magie geladen, die jedes Leben vernichtet und gleichzeitig dafür sorgt, daß das Opfer Höllenqualen leidet. Deshalb heißt der Sarg auch der Sarg der tausend Tode. Denn du wirst tausend Tode sterben, bis du deine Seele aushauchst.«

Fystanat wußte, daß Metal nicht übertrieb. Es gab kaum einen Dämon, der Metal an Grausamkeit übertraf.

»Zum Trost sei dir gesagt, daß du nicht der einzige bist, der in diesem Sarg sterben wird«, sagte Metal. »Wir werden uns auch Pakka-dee holen, diesen wahnwitzigen Gründer des ›Weißen Kreises‹. Danach wartet der Sarg der tausend Tode auf den Dämonenhasser Tony Ballard und dessen Freund Mr. Silver. Die Totenkiste wird viel zu tun haben in nächster Zeit. Wir werden all jene bestrafen, die die Unverfrorenheit besaßen, sich gegen die schwarze Macht zu stellen. Die Liste derer, die dir folgen werden, ist sehr lang, Fystanat«

Der Mann aus der Welt des Guten hätte viel darum gegeben, wenn es ihm möglich gewesen wäre, Pakka-dee zu warnen. Er hätte sogar sein Leben geopfert.

Metal lachte. »Ich weiß, es macht dir nichts aus, für das Gute zu sterben. Um dem Guten zum Sieg zu verhelfen, bringst du jedes Opfer. Deshalb der Sarg der tausend Tode, denn vor ihm hast du Angst, das sehe ich dir an.«

»Ich verachte dich, Metal.«

Der Silberdämon grinste. »Die Verachtung eines Toten stört mich

nicht. Du hast nicht mehr lange zu leben. Sobald Arma hier ist, wird sich der Deckel des Sarges öffnen, und wenn er sich schließt, beginnen deine Qualen.«

»Wirst du die Starre vorher von mir nehmen?«

»Nein«, sagte Metal hart. »Die bleibt dir als zusätzliche Qual erhalten.«

***

Die Blinden warteten auf Armas Befehle. Herrgott, wäre es schön gewesen, wenn ich nicht gefesselt gewesen wäre. Ich hätte mich auf Arma gestürzt, obwohl ich wußte, wie gefährlich dieses schöne Mädchen war.

So besehen war es vielleicht ganz gut, daß mich die Fesseln daran hinderten, die Zauberin anzugreifen. Wenn man Arma besiegen wollte, durfte man nicht impulsiv handeln, denn dieser Schuß ging garantiert nach hinten los.

Bei Arma mußte man sich haargenau überlegen, was man machte. Sie wies auf mich, und ich erfuhr, wohin ihre Monsterratten Fystanat verschleppt hatten. Die Blinden erhielten von ihr den Befehl, mich ebenfalls in die ausgebrannte Fabrik zu bringen.

Sie sprach mit funkelnden Augen vom Sarg der tausend Tode, in dem auch ich – nach Fystanat – mein Ende finden sollte. Dann traten die Blinden an mich heran, packten mich und rissen mich hoch.

Ich hatte Fystanat noch nie gesehen, nur von ihm gehört. Nun würde ich ihn kennenlernen – und sterben sehen, bevor sich auch über mir der Deckel des Sarges der tausend Tode schloß.

Ließ sich dieses furchtbare Schicksal von dem Mann aus der Welt des Guten und mir noch abwenden? Hatten Fystanat und ich noch eine Chance, mit dem Leben davonzukommen?

»Vorwärts!« kommandierte Arma.

Da meine Beine zusammengebunden waren, würden mich die Blinden tragen müssen. Arma war vorsichtig. Sie beging nicht den Fehler, zu befehlen, mir die Fußfesseln abzunehmen.

Ich hätte mich losreißen und noch einmal fliehen können. Damit das nicht passierte, blieben die Fesseln dran. Fest griffen die Blinden zu. In dem Moment, wo sie mich hochheben wollten, kreischten vor dem Haus Autoreifen. Eine Wagentür flog zu, schwere Schritte näherten sich der Haustür, in der nächsten Sekunde wurde sie aufgerammt, und ich erkannte Mr. Silver.

Auch Arma sah ihn. Sie ließ sich auf keinen Kampf ein, sondern wirbelte fauchend herum und jagte wie ein Blitz durch den Salon.

Mit ihrer Zauberkraft sprengte sie die Terrassentür auf und stürmte in die schwarze Nacht hinaus.

Die Dunkelheit verschlang sie, doch ihr Befehl, mich in die schwarze

Ruine zu bringen, hatte immer noch Gültigkeit, und die Blinden wollten sich nicht daran hindern lassen, ihn auszuführen.

Die drei Mädchen warfen sich dem Ex-Dämon wild entgegen.

Wie Furien gebärdeten sie sich, während die beiden Männer mich packten und durch den Salon schleppten.

Sie versuchten mit mir durch die Terrassentür zu entkommen wie Arma. Ich wehrte mich, so gut ich konnte. Die Fesseln ließen mir nicht viel Bewegungsfreiheit, der Griff der blinden Männer war hart.

Ich bremste das Tempo mit meinen Hacken, die ich so fest wie möglich auf den Boden drückte. Gleichzeitig verdrehte ich fortwährend meinen Körper, und ich schlug mit beiden Fäusten mal nach dem einen, dann nach dem anderen Gegner, ohne sie richtig zu treffen.

Alles, was ich erreichte, war, daß sie mich kurz fallenließen. Aber sie ergriffen mich sofort wieder. Ich wollte mich von ihnen wegrollen. Das klappte nicht. Ich stieß gegen ein Bein, und dann wurde ich schon wieder weitergeschleift.

Die Terrassentür hatte für mich das Aussehen eines großen Mauls, das mich und die beiden Blinden verschlucken wollte. Ich würde es nicht verhindern können, es sei denn, ich schaffte es endlich wieder, wenigstens einen der beiden Männer mit meinem Ring zu treffen.

Ich bäumte mich kraftvoll in ihrem Griff auf, und dann schlug ich zu. Der Getroffene schrie auf, ließ mich los und verlor jegliches Interesse an mir.

Ich hätte aus Dankbarkeit am liebsten meinen Ring geküßt. Der Erfolg gab mir Auftrieb. Nach wie vor zerrte mich der andere Blinde weiter. Doch bis zur Terrassentür würde er es nicht mehr schaffen, dafür wollte ich sorgen.

Keuchend drehte ich mich um. Mein Ring traf seine Kniescheibe.

Sofort öffneten sich seine Finger, und ich landete auf dem Boden.

Die Gefahr, verschleppt zu werden, war vorüber.

Mittlerweile hatte auch Mr. Silver die drei Furien auf seine unnachahmliche Weise besänftigt und sie mit seiner Magie von Armas bösem Zauber befreit. Sie gehorchten nun ihm, und er befahl ihnen, sich zu setzen.

Der Ex-Dämon eilte aus dem Haus und führte Henry Clarke herein. Nachdem alle Blinden Platz genommen hatten, begab sich Mr. Silver zu mir. »Dich kann man doch wirklich keine Minute aus den Augen lassen«, sagte er vorwurfsvoll.

»Quatsch keine Opern. Nimm mir die Fesseln ab.«

»Das muß ich mir noch gut überlegen.«

»Es ist jetzt keine Zeit für faule Witze, Silver!«

»Weißt du, was ich mir nur verdammt schwer verkneifen kann? Dir auch noch einen Knebel zwischen die Zähne zu schieben«, sagte der

Ex-Dämon und befreite mich endlich von meinen Fesseln.
»Weißt du, was läuft?« fragte ich den Hünen und stand auf.
»Die Monsterratten haben Fystanat in eine ausgebrannte Fabrik gebracht.«
»Weiß ich. Die Blinden sollten mich auch dorthin schaffen. Arma hat es ihnen befohlen. Sie nahm diesen bedauernswerten Menschen auch das Augenlicht. Erinnerst du dich noch an Arma?«
»Selbstverständlich.«
»Dann hast du wahrscheinlich auch noch nicht vergessen, mit wem die Zauber-Lady befreundet ist.«
»Mit Metal«, knurrte der Ex-Dämon, und seine Augen verengten sich.
Ich nickte. »Du bist um dein Gedächtnis zu beneiden. Es ist phänomenal.« Der Ex-Dämon erfuhr von mir, was er noch nicht wußte, daß nämlich Metal sich im Keller der Fabrikruine befand, und daß Fystanat im Sarg der tausend Tode sterben sollte.
Mr. Silver sprach ganz kurz mit den Blinden. Wir erhielten ihr Versprechen, daß sie in diesem Haus zusammenbleiben, nichts unternehmen und auf unsere Rückkehr warten würden.
Dann rannten wir aus dem Gebäude, stiegen in den Peugeot, und Mr. Silver sagte mir, welche Strecke ich fahren sollte.

***

Als Doc Allyson an die Tür klopfte, öffnete ihm Roy McGuire mit schuldbewußter Miene. »Ich könnte es Ihnen nicht verdenken, wenn Sie mir gleich an die Kehle gehen würden, Doktor«, sagte er verlegen.
»Darf ich nicht erst mal reinkommen?« fragte der Arzt, ein kleiner Mann, der unter seinem Regenmantel den Schlafanzug trug.
Sein Haar war zerzaust, und die runde Nickelbrille saß ganz vorne auf der Nasenspitze.
»Selbstverständlich«, erwiderte der Gärtner und gab die Tür frei.
Ethel McGuire machte das gleiche schuldbewußte Gesicht wie ihr Mann.
»Guten Abend, Mrs. McGuire«, sagte Allyson.
»Guten Abend, Doktor. Nun haben wir Sie umsonst aus dem Bett geholt. Das tut uns schrecklich leid, aber wir können es nicht mehr ändern…«
»Der Blinde«, fiel Roy McGuire seiner Frau ins Wort, »hat sich aus dem Staub gemacht, Doktor. Ich begreife das nicht. Er wirkte so hilflos und war so durcheinander, daß meine Frau und ich es nie für möglich gehalten hätten, daß er verschwindet.«
Doc Allyson stellte seine Bereitschaftstasche auf den Tisch.
»Moment mal. Moment mal. Wie konnte der Blinde denn verschwinden? Waren Sie denn nicht bei ihm?«
Der Gärtner senkte betroffen den Blick. »Das war so, Doktor: Wir

wollten wissen, wer der Mann war. Da er keine Papiere bei sich trug, dachte ich, ich seh' mal draußen nach, vielleicht hat er seine Brieftasche irgendwo verloren, und da meine Frau allein Angst vor ihm hatte, half sie mir beim Suchen. Als wir zurückkamen – wir waren ja höchstens zehn Minuten draußen –, war der Mann nicht mehr da.«

»Haben Sie wenigstens was gefunden?«

»Leider nein, Doc. Nichts für ungut. Darf ich Sie für die Mühe wenigstens mit einem Schnapsgläschen entschädigen?«

Allyson seufzte. »Na schön, wenn ich schon mal hier bin.«

McGuire lächelte. »Das ist ein Wort. Ich hole sofort die Flasche.«

Er verschwand im Nebenzimmer und kehrte mit der Flasche und zwei Gläsern zurück.

»Du solltest heute nichts mehr trinken«, sagte Ethel McGuire zu ihrem Mann.

»Aber Ethel, es gehört sich doch nicht, den Doktor allein trinken zu lassen«, sagte Roy McGuire schmunzelnd. »Heute abend feierte unser Junge Verlobung«, erklärte er dem Arzt.

»Aha, meine Glückwünsche. Ein nettes Mädchen?«

»Sehr nett. Und eine anständige Familie«, sagte der Gärtner.

»Kenne ich die Leute?«

»Kaum. Sie wohnen in Belgravia«, sagte der Gärtner und reichte dem Arzt das Glas mit dem klaren Schnaps.

Allyson leerte es mit einem raschen Ruck. Eine zweite Füllung lehnte er dankend ab. Er sagte, daß man nun die Polizei verständigen müsse, und das Ehepaar McGuire war froh, daß er das übernahm. Die beiden stellten ihm dafür gern ihr Telefon zur Verfügung.

Der Arzt legte den Hörer in die Gabel, nachdem er seinen präzisen Bericht losgeworden war, und wandte sich dem Gärtnerehepaar zu. »Man wird einen Wagen schicken«, sagte er und setzte sich.

Es dauerte nicht einmal fünf Minuten, dann hörten sie ein Auto vorfahren. Gleich darauf klopften zwei Streifenpolizisten, und Roy McGuire ließ sie ein. Er und seine Frau erzählten so genau wie möglich, was sich ereignet hatte. Da Doc Allyson nicht mehr gebraucht wurde, fuhr er nach Hause.

Das Ehepaar gab den Polizisten – ihre Namen waren Barner und Dobbic – eine genaue Beschreibung des Blinden, worauf sich die Uniformierten wieder in ihren Streifenwagen setzten und darangingen, die Gegend nach dem umherirrenden Mann abzusuchen.

»Was einem nicht alles unterkommt«, sagte Jim Barner kopfschüttelnd.

»Man erlebt eine ganze Menge, bis man pensioniert wird«, pflichtete Ted Dobbic seinem Kollegen bei.

Barner durchstreifte das Gebiet mit dem Streifenwagen. Dobbic saß mit gespannter Miene neben ihm und hielt aufmerksam Ausschau

nach dem Blinden.
»Er müßte uns eigentlich sofort auffallen«, meinte Dobbic. »Jemand, der nichts sieht, geistig vermutlich verwirrt und ohne jede Orientierung ist, muß einem doch ins Auge springen.«
»Sofern er sich nicht in irgendeinem Hinterhof verlaufen hat«, sagte Barner.
»Soll ich Unterstützung anfordern?«
»Noch nicht. Vielleicht haben wir Glück und finden ihn in ein paar Minuten. Wenn nicht, können wir uns immer noch mit der Zentrale in Verbindung setzen und ein, zwei weitere Wagen anfordern.«
»Der arme Kerl ist für sich selbst eine Gefahr«, sagte Ted Dobbic.
»Er sieht nichts und hört nichts, läuft vielleicht in diesem Moment irgendwo über die Straße… ein unachtsamer Autofahrer, und schon ist das Malheur passiert.«
»Mich wundert, daß der Mann bisher noch von keinem vermißt wird. Seltsam.«
»Fahr langsamer«, sagte Dobbic.
»Hast du ihn gesehen?«
»Weiß nicht. Stop. Fahr zurück.«
Barner bremste, legte den Retourgang ein und fuhr fünf Meter zurück, damit sein Kollege einen Blick in den düsteren Durchgang werfen konnte, der zur nächsten Straße führte.
»Nun?« fragte Jim Barner.
Dobbic – gewissenhaft – stieg sogar aus. Er legte den Arm auf die Tür und schaute in den finsteren Durchgang. »Muß mich wohl geirrt haben«, sagte er und stieg wieder ein. »Da ist keiner.«
Barner setzte die Fahrt fort. Sie bogen in die Straße ein, die an der ausgebrannten Fabrik vorbeiführte. Etwa hundert Meter von ihnen entfernt überquerte ein Mädchen die Fahrbahn.
Eine Schönheit. Ihr kastanienbraunes Haar wehte wie eine Fahne hinter ihrem Kopf. »Donnerwetter, die hat’s aber eilig«, meinte Ted Dobbic.
»Kannst du mir verraten, was die in dieser Ruine zu suchen hat. Das ist doch nicht normal. Die müßte sich doch eigentlich nachts davor scheuen, die Fabrik zu betreten«, sagte Jim Barner.
»Wer so rennt, und sich dann in so einer Ruine versteckt, der hat was auf dem Kerbholz«, behauptete Dobbic. »Ich denke, es ist unsere Pflicht, daß wir uns auch darum kümmern, Jim.«
»Ganz deiner Meinung«, sagte Barner, der den Wagen dort stoppte, wo das Mädchen in die Ruine gehuscht war. Dobbic rief die Zentrale, damit sich jemand um den Blinden kümmerte. Dann stiegen sie aus. Bevor sie die Ruine betraten, schalteten sie ihre Stablampen ein.
Die hellen Lichtfinger stachen in die Dunkelheit und stießen gegen schwarze Mauern. Es war im Inneren des Fabrikgebäudes so still wie

auf einem Friedhof.

Suchend glitt das Licht über den Boden und die Wände. Es gab finstere Nischen, in denen sich schwarze Schatten bewegten, wenn ein Lichtkegel über sie wischte.

Manche Mauern existierten nur noch in Bruchstücken. Sie wiesen Löcher auf oder waren teilweise umgefallen. Barner rümpfte die Nase. »Wenn das Mädchen sich hier auskennt, finden wir sie nie.«

»Wird sich herausstellen«, brummte Dobbic.

»Hier gibt es Hunderte von Verstecken. In dieser Ruine ist es schon am Tag schwierig, jemand zu finden, aber bei Nacht.«

»Spar dir deine aufbauenden Sprüche, Jim. Los, packen wir's. Ich hier, du dort, okay?«

Die Polizisten trennen sich. Barner stolperte über Ziegelsteine. Er schimpfte, während er den Kegel seiner Stablampe weitergleiten ließ. Rechts befand sich ein schmaler Gang.

Jim Barner leuchtete hinein. Nichts. Keine Menschenseele.

Dennoch verstärkte sich in ihm das Gefühl, daß jemand in seiner Nähe war. Vermutlich beobachtete ihn das Mädchen.

Der Uniformierte übersah eine Eisenstrebe und stieß mit dem Kopf dagegen. Natürlich ging das nicht ohne eine Unmutsäußerung ab. Und Barner nahm sich vor, noch ein bißchen vorsichtiger zu sein.

Sie steckt hier irgendwo, das Biest, dachte Barner ärgerlich.

Wahrscheinlich lacht sie sich ins Fäustchen, aber das Lachen wird ihr vergehen, sobald ich sie entdeckt habe.

Er blieb stehen und lauschte. »Ich weiß, daß Sie hier sind«, sagte er knurrend. »Und ich rate Ihnen, das Versteckenspielen sein zu lassen und zu mir zu kommen.«

Abermals lauschte er. Wie würde das Mädchen darauf reagieren?

Barner vernahm ein geisterhaftes Keuchen. Das war endlich ein Anhaltspunkt. Der Polizist eilte auf das Geräusch zu.

Es kam zwischen zwei eng beisammenstehenden Mauern hervor.

Jim Barner brauchte nur noch einen Schritt zu machen, dann stach das Licht seiner Lampe voll ins Dunkel, und was er sah, ließ ihm die Haare zu Berge stehen.

***

Zehn Jahre und sechs Monate war Ted Dobbic nun schon Polizist, und er war es immer noch mit Leib und Seele, ohne Abnützungserscheinungen, wie sie nach dieser Zeit bei einigen anderen Kollegen zutage getreten waren.

Dobbic war der Ansicht, daß Polizist kein Beruf, sondern eine Berufung war. Wer nicht mit ganzem Herzen daran hing, aus dem konnte niemals ein guter Polizist werden.

Ted Dobbic war verheiratet und hatte zwei Kinder – einen Jungen

und ein Mädchen. Er hing an beiden sehr. Manchmal, in brenzligen Situationen, fielen sie ihm ein, wie eine Mahnung, vorsichtig zu sein, damit er ihnen noch recht lange erhalten blieb.

Auch jetzt dachte er unwillkürlich wieder an seine Familie, doch diesmal konnte das nicht als innere Warnung gedacht sein, denn er war nicht im Begriff, einen Schwerverbrecher zu stellen, sondern suchte lediglich ein junges Mädchen, das ihm bestimmt nichts zuleide tun würde.

Wenn er an den Einsatz von vor zwei Monaten dachte, war das hier der reinste Spaziergang. Damals waren sie hinter einem Psychopathen hergewesen, der vier Ärzte ermordet hatte, weil er sich einbildete, sie wären schuld am Tode seines Vaters gewesen.

Das Feuergefecht, das ihnen der Wahnsinnige geliefert hatte, war nervenaufreibend gewesen. Erst ein Scharfschütze von Scotland Yard hatte den Psychopathen mit einer Kugel zur Aufgabe gezwungen.

Dobbic drehte sich um die eigene Achse. Der Schein seiner Stablampe schnitt waagrecht durch die Finsternis. Er entdeckte einen Abgang, der in den Keller führte.

Hatte sich das Mädchen dort unten versteckt? Er näherte sich den abgetretenen, teilweise mit Schutt bedeckten Stufen und leuchtete hinunter. Sollte er allein da hinuntergehen? Oder sollte er den Ausflug in die Unterwelt lieber nicht ohne Jim Barner machen?

Dobbic schaute zurück. Er sah kurz das Licht der anderen Stablampe, entschloß sich, den Keller ohne den Kollegen zu betreten und setzte den Fuß auf die erste Stufe.

Ihm war ein bißchen unheimlich zumute, doch das hinderte ihn nicht daran, den eingeschlagenen Weg fortzusetzen. Er war kein ängstlicher Typ, noch nie gewesen.

Deshalb unterdrückte er das mulmige Gefühl, das sich in ihm breitzumachen versuchte, und stieg die weiteren Stufen mit noch größerer Entschlossenheit hinunter.

Wie ein Geisterfinger huschte ihm das Licht voraus. Lautlos.

Dobbic fragte sich, wodurch dieses unheimliche Gefühl in ihm hervorgerufen wurde. Es war doch nur eine gewöhnliche Fabrikruine.

War es wirklich nur das?

Ted Dobbic tastete nach seiner Dienstwaffe. Es war normalerweise nicht seine Art, gleich die Pistole in die Hand zu nehmen.

Hier schien ihm dies aber angeraten zu sein.

Er vermochte nicht zu sagen, was ihn beunruhigte, aber da war etwas in ihm, das seine Spannung hochpeitschte und die Nervenstränge ungemein straffte.

Und dabei ging es nur darum, ein Mädchen zu finden, das nichts in dieser Ruine zu suchen hatte. Vielleicht war sie ohne Unterkunft.

Vielleicht wollte sie sich hier mit jemandem treffen.

In Kürze würde sich die Sache wohl aufklären – wenn sie sie entdeckten. Wenn nicht… Nun, dann würden sich Dobbic und Barner wieder auf die Suche nach dem Blinden konzentrieren.

Der Uniformierte erreichte das untere Ende der Treppe. Er strengte seine Augen an, um die Dunkelheit dort zu durchdringen, wo das Licht der Stablampe allmählich seine Kraft verlor.

Der Keller glich einer großen, leeren Halle. Nackte rostrote Ziegel bildeten die Wände. Der Boden war dunkelgrau und schmutzig.

Dobbic überlegte, ob er die Suche hier unten fortsetzen oder lieber wieder nach oben zurückkehren sollte.

Es war möglich, daß Jim Barner das Mädchen inzwischen gefunden hatte, während er hier unten seine Zeit verschwendete.

Er blieb unschlüssig stehen. Aber dann sagte er sich: Was ist denn das für eine Moral? Du bringst natürlich zu Ende, was du begonnen hast.

Und so ging er weiter, immer tiefer hinein in den unheimlichen Keller. Immer weiter entfernte er sich von seinem Kollegen.

Immer näher kam er der großen Gefahr, die er noch nicht sah, die sein Unterbewußtsein aber bereits registriert hatte.

Deshalb dieses Unbehagen. Deshalb immer wieder dieses Zögern. Es geschah unbewußt. Der Instinkt wirkte auf den Intellekt ein.

Die große Kellerhalle knickte nach dreißig Metern nach rechts weg, und dort war der düstere Keller noch mal so groß.

Wieder zog Ted Dobbic den Lichtkegel über den Boden, und plötzlich wurde der Schein von einem großen Gegenstand reflektiert.

Was war das?

Das längliche Ding, das größer als ein Mensch war, glich einer Blechkiste. Oder war das etwa kein Blech?

Dobbic ging darauf zu. Die Kiste ähnelte einem Sarg. Lieber Himmel, das *war* ein Sarg!

Der Polizist traute seinen Augen nicht, doch es bestand kein Zweifel. Er hatte einen Sarg aus massivem Silber vor sich.

Das ist ja ein Ding! dachte er überrascht.

Ein Mädchen suchte er, und einen Silbersarg fand er. War er einem Verbrechen auf der Spur?

Er erreichte den Sarg, von dem eine unnatürliche Kälte ausging.

Ted Dobbic hatte das Gefühl, der silberne Totenbehälter wäre randvoll mit Eis gefüllt.

Er scheute sich davor, das Ding anzufassen. Zum ersten Mal seit zehn Jahren und sechs Monaten wußte er nicht, welche Entscheidung er treffen sollte. Sollte er umkehren und Jim Barner holen, um sich den Sarg mit ihm gemeinsam anzusehen?

Sollte er allein einen Blick in die Totenkiste werfen? Wer hatte sie hier abgestellt? Befand sich eine Leiche darin?

Hatte das schöne Mädchen damit zu tun? Oder wußte sie nichts von

dem Silbersarg?

Viele Fragen, auf die Ted Dobbic Antworten haben wollte. Er überwand seinen Widerwillen und legte die Hand auf den Sargdeckel.

Es knisterte, und der Polizist erhielt so etwas wie einen elektrischen Schlag, der seine Hand kraftvoll zurückschleuderte.

Verdattert riß Dobbic die Augen auf. War die Totenkiste etwa elektrisch gesichert, damit sie niemand öffnen konnte?

So etwas hatte Ted Dobbic noch nicht erlebt. Er unternahm keinen zweiten Versuch, den Sarg anzufassen.

Ein kaltes, unangenehmes Prickeln befand sich noch in seinem Arm. An diese Silberkiste mußte ein Experte ran.

Sobald sich Ted Dobbic zu dieser Erkenntnis durchgerungen hatte, wollte er kehrt machen und den Keller verlassen.

Da stieß das Licht seiner Stablampe gegen einen Mann, der auf dem Boden lag und sich nicht regte.

Die Leiche?

Dobbic schluckte. Er hatte einen Toten gefunden. Es war zwar nicht die erste Leiche, die er sah, aber er würde wohl nie so abgebrüht sein, daß ihm so ein Fund nichts ausmachte.

Hier stand der Silbersarg, dort lag eine Leiche. Jener Tote, für den offenbar der Sarg bestimmt war.

Dobbic fragte sich, ob er den- oder diejenigen dabei gestört hatte, die Leiche in den Sarg zu legen.

Sofort richtete er den Strahl seiner Stablampe weit in die Finsternis hinein. Steckte das Mädchen, das sie suchten, mit den Verbrechern unter einer Decke?

Mißtrauisch blickte sich der Polizist um. Er schien allein zu sein.

Allein mit diesem kostbaren Sarg und einer Leiche.

Er begab sich zu dem Toten und leuchtete ihm ins Gesicht.

Erschrocken zuckte er zusammen, als er erkannte, daß der Mann ihn ansah – mit lebendigen Augen!

***

Geschockt prallte Jim Barner zurück. Unmöglich! Das gibt es nicht!

Du mußt den Verstand verloren haben! schrie eine Stimme in ihm.

Er hatte das Mädchen gefunden und starrte es entgeistert an. Es war nicht mehr schön. Bei Gott nicht.

Es war zu einem Ungeheuer geworden. Wie es so etwas geben konnte, war für das nüchterne Gehirn des Polizisten unbegreiflich.

Sein Geist weigerte sich, zu glauben, was ihm seine Augen übermittelten. Das Mädchen hatte zwar noch seinen schlanken, geschmeidigen Körper, aber das Gesicht – nein, der ganze Kopf – hatte sich verändert.

Das Mädchen trug auf einmal einen Rattenschädel auf seinen

Schultern! Schmutziggrau glänzte das Fell.

Steif standen Borsten beiderseits von der Schnauze ab. Lange, gefährliche Nagezähne reflektierten das Licht der Stablampe.

Ich glaub's nicht! dachte Jim Barner völlig verwirrt. Ich kann's einfach nicht glauben!

Kleine schwarze Augen starrten ihn so durchdringend an, daß in ihm eine noch nie gespürte Angst erwachte.

Bisher hatte er gedacht, er hätte schon alles erlebt, was ein Polizeibeamter nur erleben kann.

Er war der Meinung gewesen, es gebe nichts Neues mehr für ihn.

Alles sei schon mal in irgendeiner Form dagewesen.

Und nun dieser gewaltige Schock, der ihn brutal aus dem seelischen Gleichgewicht warf!

Das Rattenmädchen trat auf ihn zu. Er wich zurück und merkte, wie er zitterte. Das war in dieser Situation aber keine Schande.

Seine Kehle trocknete aus. Sein Gesicht wurde zur starren Maske der Fassungslosigkeit. Er hatte das Gefühl, seine letzte Stunde habe geschlagen, und in der Tat hing sein Leben nur noch an einem seidenen Faden.

Arma hatte nicht die Absicht, ihn zu verschonen. Er hätte ihr nicht hierher folgen sollen. Diese Ruine barg ein Geheimnis, das gewahrt bleiben sollte. Aus diesem Grund mußte Jim Barner sterben.

Zischend griff das Rattenmädchen den Polizisten an. Er wich noch weiter zurück. Gleichzeitig zuckte seine Hand zur Pistole.

Er riß die Waffe aus dem Leder und brachte sie in Anschlag, kam jedoch nicht zum Feuern, denn die Rattenfurie hieb ihm die Pistole aus den Fingern. Er stöhnte auf.

Ein weiterer harter Schlag traf ihn. Der Schmerz raste durch seinen Körper und nahm ihm die Luft.

Er klappte zusammen und verlor das Gleichgewicht. Die Folge davon war, daß er stürzte. Das Mädchen stieß sich ab.

Er sah die widerliche Rattenschnauze auf sich zukommen und wälzte sich entsetzt zur Seite. Das Monstermädchen verfehlte ihn.

Er kämpfte sich hoch. Nun hatte er auch die Stablampe verloren.

Egal. Ihr Glas war kaputtgegangen. Sie leuchtete nicht mehr.

Barner legte keinen Wert mehr auf sie und auch nicht auf seine Dienstwaffe. Er wollte weg, nur weg von hier.

Seine Gedanken rasteten aus. In seinem Kopf hatte nichts mehr Platz. Der ganze Schädel war von Todesangst überflutet.

Diese große Angst wollte ihn aus der Ruine treiben. Er dachte nicht mehr an den Blinden, mit dem alles angefangen hatte, und nicht an Ted Dobbic, der an irgendeiner anderen Stelle durch die ausgebrannte Fabrik streifte.

Er dachte nur noch an sich und an Flucht. Wie wenn der Teufel

hinter seiner Seele her wäre, rannte er los.
Doch Arma hatte nicht die Absicht, ihn entkommen zu lassen. Sie jagte mit langen Sätzen hinter ihm her. In Sekundenschnelle hatte sie ihn eingeholt und riß ihn mit sich zu Boden.
Er fiel auf eckige Ziegelsteine, die sich schmerzhaft in seinen Rücken bohrten. Schmerz verzerrte sein Gesicht.
Er schlug wie von Sinnen um sich. Seine Fäuste, auf die er sich normalerweise im Kampf verlassen konnte, trafen zwar mehrmals den häßlichen Rattenschädel, erzielten aber nicht die geringste Wirkung.
Verzweifelt krallte Jim Barner seine Finger in das Fell des Tiers.
Er stemmte das Rattenmädchen von sich, doch Armas Druck wurde immer stärker, während der Polizist die Grenze seiner Kraft erreicht hatte.
Er sah den grauenerregenden Rattenschädel über sich. Die fürchterlichen Nagezähne kamen seinem Gesicht immer näher.
Das Monster riß sein Maul auf.
Barner merkte, wie ihn die Kräfte verließen und wußte, daß er nur noch wenige Augenblicke in der Lage war, das Schreckliche von sich abzuhalten. Dann würde das Ungeheuer zubeißen…

***

Ein Leichnam mit lebendigen Augen! So etwas gibt es nicht! dachte Ted Dobbic total verwirrt. Und der *Tote* konnte auch sprechen.
»Gehen Sie«, sagte er. »Schnell! Verlassen Sie auf der Stelle diesen Keller, sonst sind Sie verloren! Sie hätten nicht herkommen dürfen!«
»Was ist mit Ihnen? Wieso liegen Sie hier wie tot?«
»Ich kann mich nicht bewegen«, antwortete Fystanat. »Ich flehe Sie an, verlassen Sie augenblicklich den Keller! Sie sind in großer Gefahr! Er hat sich nur kurz zurückgezogen. Er wird gleich wieder hier sein.«
»Wer? Von wem sprechen Sie?«
»Von Metal.«
»Herrgott noch mal, was für ein grauenvolles Spiel wird denn hier gespielt? Was soll dieser Silbersarg? Wer hat ihn hier aufgestellt? Ich kenne mich mit schwarzen Messen nicht aus, aber soll so etwas hier stattfinden?«
»Sie dürfen nicht hierbleiben«, sagte Fystanat eindringlich.
»Was hat man mit Ihnen gemacht?«
»Das ist jetzt nicht wichtig. Wenn Sie mir helfen wollen, müssen Sie schnellstens raus aus diesem Keller. Ich habe einen Freund. Daryl Crenna ist sein Name. Nur er kann etwas für mich tun.« Fystanat nannte Pakkadees Adresse. »Holen Sie ihn her. Aber schnell. Gehen Sie.«
»Warum kann ich Sie nicht gleich mitnehmen?«
»Das würde zuviel Zeit kosten. Sie müssen sich beeilen, sonst bin ich

verloren. Und Sie auch!«

»Okay«, sagte Ted Dobbic aufgeregt. »Ich hole Ihren Freund her.«

»Der Freund bleibt, wo er ist!« donnerte plötzlich Metals Stimme durch den Keller.

Ted Dobbic zuckte wie von der Natter gebissen herum. Er sah einen großen, muskulösen, kraftstrotzenden Mann. Der Polizist wußte nicht, daß dieser fähig war, zu Silber zu erstarren.

Im Moment sah Metal wie ein Mensch aus. Abgesehen vom gewellten Silberhaar. Er brauchte keine Angst vor Dobbics Pistole zu haben, denn mit gewöhnlichen Kugeln konnte man ihm auch dann nichts anhaben, wenn er nicht aus Silber bestand.

Der Polizist dachte, er habe es mit einem gewöhnlichen Verbrecher zu tun. Er kniff die Augen zusammen und blickte den Silberdämon energisch an.

»Sie sind also für diese makabre Inszenierung verantwortlich!«

knurrte er.

Metal bleckte die Zähne. »Erraten.«

»Und was soll das werden, wenn's fertig ist?«

Metal wies auf Fystanat. »Er wird sterben. Und du wirst auch sterben!«

»Ich verbiete Ihnen, mich zu duzen!« herrschte Dobbic den Silbermann an. »Sie heißen Metal, und wie noch?«

»Nur Metal. Da, wo ich herkomme, gibt es keine Vornamen.«

»Und wo kommen Sie her?«

»Von der Silberwelt.«

»Sie machen sich wohl über mich lustig. Wo ist das Mädchen? Wir haben ein Mädchen gesehen, das die Ruine betrat. Ist sie Ihre Komplizin?«

Metal starrte den Polizisten wütend an. »Sie ist meine Freundin. Jede andere Bezeichnung lehne ich ab!«

»Sie wird Sie ins Gefängnis begleiten. Sind Sie zufrieden? Ich nehme Sie hiermit fest.«

Metal grinste. »Na schön. Und was weiter?«

»Sie kommen mit mir, ohne Widerstand zu leisten. Ich warne Sie. Zwingen Sie mich nicht, von der Waffe Gebrauch zu machen.«

Metal lachte. »Du armer Irrer. Wofür hältst du dich eigentlich? Für Asmodis? Dir ist noch nicht klar, wen du vor dir hast. Ich bin Metal, der Silberdämon. Was willst du mir mit deiner lächerlichen Pistole anhaben? Ich bin unverwundbar.«

Ted Dobbic glaubte, durchzublicken. Er hatte es hier mit einem Verrückten zu tun. Der Kerl hielt sich für einen unverwundbaren Dämon, und seine Silberwelt war vermutlich irgendeine Nervenheilanstalt, die er unerlaubt verlassen hatte.

Da der Mann nicht ganz richtig im Kopf war, wollte ihn Dobbic etwas

sanfter behandeln. »Weißt du was?« sagte er in freundschaftlichem Ton. »Wir verlassen jetzt gemeinsam diesen Keller. Ich habe einen Wagen. In den steigen wir, und ich bringe dich, wohin du willst. Meinetwegen auch zurück in die Silberwelt.«

»Die existiert nicht mehr.«

»Wieso nicht?«

»Asmodis hat sie verwüstet.«

»Ach so, der.«

»Mit dem Wagen hättest du die Silberwelt auch früher nicht erreicht. Denkst du, die beginnt gleich hier um die Ecke?«

»Ich dachte, du würdest mir den Weg zeigen.«

»Für dich gibt es nur noch einen Weg!« herrschte Metal den Polizisten an. »Und der führt geradewegs in den Tod!«

Der Dämon setzte sich in Bewegung. Schritt für Schritt kam er dem Polizisten näher. Ted Dobbic wurde unsicher.

»Also jetzt verliere ich aber gleich die Geduld!« sagte er scharf.

»Ich habe sie schon verloren!« knurrte Metal.

Dobbic hob die Pistole. »Halt! Bleib stehen!«

»Alles, was er gesagt hat, stimmt!« rief Fystanat. »Er *ist* ein Dä- mon. Er kommt aus der Silberwelt, und Sie können ihm mit Ihren Kugeln nichts anhaben.«

Metal grinste breit. Er hob die Arme. »Willst du's mal versuchen? Drück ab! Na los doch, schieß!«

Dobbic war so durcheinander, daß er nicht mehr wußte, was er tun sollte. Wie konnte der Mann, den er für tot gehalten hatte, so etwas Verrücktes bestätigen?

War der andere etwa auch geisteskrank? Konnte er sich am Ende doch bewegen? Spielte er nur die Leiche?

Ted Dobbic richtete die Pistole auf Metals breite Brust. »Schluß jetzt!« sagte er schneidend. »Komm keinen Schritt näher!«

»Was tust du, wenn ich nicht gehorche?« fragte Metal. »Drückst du dann ab?«

»Ja.«

»Ich hab' nichts dagegen.« Der Silberdämon machte ungerührt den verbotenen Schritt. Ted Dobbic wußte sich nicht anders zu helfen, als die Drohung wahrzumachen.

Da er nicht die Absicht hatte, den Mann zu töten, senkte er den Pistolenlauf und zog den Stecher durch.

Die Waffe krachte. Ein Mündungsblitz flammte auf. Die Kugel raste aus dem Lauf und hackte vor Metals Füßen in den Boden.

Der Silberdämon lachte. »Damit kannst du mich nicht beeindrucken. Oder bist du so ein schlechter Schütze? Wolltest du mich etwa treffen?«

»Wenn ich treffen will, treffe ich auch«, sagte Ted Dobbic rauh.

»Nimmst du jetzt endlich Vernunft an?«

Ohne jede Vorwarnung ging Metal zum Angriff über. Der Silbermann federte vorwärts. Er überraschte und erschreckte den Polizisten damit so sehr, daß dieser im Reflex noch einmal feuerte.

Diesmal, ohne zu zielen, und die zweite Kugel bohrte sich in Metals Brust. Ted Dobbic sah es ganz genau.

Das Geschoß hätte den Mann von den Beinen reißen müssen. Die Verletzung, die Dobbic nicht gewollt hatte, wäre für jeden Menschen lebensgefährlich gewesen, doch Metal zeigte nicht die geringste Wirkung.

War es möglich, daß er tatsächlich die Wahrheit gesagt hatte? Ted Dobbic hatte das Gefühl, seine Haare würden zu Berge stehen.

Er war konfus. Seine Kugel war diesem Mann in die Brust gedrungen, ohne auch nur den geringsten Schaden anzurichten.

Hier ging es nicht mit rechten Dingen zu, das begriff Ted Dobbic in diesem furchtbaren Augenblick.

Und nun gab ihm Metal eine Kostprobe seines Könnens. Der Silberdämon aktivierte seine Magie, die, unsichtbar, gegen den Polizisten prallte.

Ted Dobbic stieß einen erschrockenen Schrei aus. Ohne daß ihn Metal berührte, wurde ihm die Pistole aus der Hand gerissen.

Die Waffe flog davon. Wirbelnd sauste sie durch den Keller und knallte gegen die Mauer. Dobbics Stablampe schlug denselben Weg ein. Sie zerschellte an der Wand. Das Licht ging aus.

Aber es wurde nicht so dunkel, daß Ted Dobbic nichts mehr sehen konnte. Der Silbersarg reflektierte immer noch das Licht, das ihn getroffen hatte. Verrückt war das.

Und Metal machte weiter. Seine dämonische Magie packte den Polizisten und riß ihn mit sich. Alles ging so schnell, daß Ted Dobbic mit dem Denken nicht nachkam.

Er wurde hochgehievt, verlor den Bodenkontakt und prallte Sekunden später hart gegen die Wand. Ihm war, als wären alle seine Knochen gebrochen. Er brüllte auf.

Die magische Kraft ließ ihn nicht los. Sie nagelte ihn an der Wand fest. Er hing daran und fiel nicht herunter.

Metal lachte. »Ein guter Platz für dich. Von dort oben siehst du genau was passiert. Du wirst Augen machen!«

***

Meine Finger krampften sich um das Lenkrad. Mr. Silver sagte, es wäre nicht mehr weit bis zur Ruine, und als ich um die Ecke bog, sah ich das ausgebrannte, teilweise verfallene Gebäude.

Der Ex-Dämon erzählte mir von Neville O’Neill, dem er das Leben gerettet hatte. Er zeigte mir dessen Haus, und ich glaubte, den Mann

am Fenster stehen zu sehen.

Ganz klar, daß er nach einem so schrecklichen Erlebnis in dieser Nacht kein Auge mehr zutun konnte.

Mr. Silver sagte mir, wo ich den Peugeot anhalten solle. Als wir aus dem Fahrzeug stiegen, fiel mir ein leerer Streifenwagen auf.

Ich machte Mr. Silver darauf aufmerksam. Der Ex-Dämon machte nicht gerade ein glückliches Gesicht.

Er dachte das gleiche wie ich und sprach es auch aus: »Wenn die Besatzung dieses Wagens in der Fabrik ist, schwebt sie in Lebensgefahr. Arma und Metal werden die Polizisten töten!«

»Hoffentlich können wir es noch verhindern«, gab ich zurück.

»Komm!«

Wir eilten in die Fabrik. Ich sah einen Polizisten mit einem Monster kämpfen. Blitzschnell riß ich meinen Colt Diamondback aus der Schulterhalfter.

Das Monster – halb Mensch, halb Ratte – war Arma. Die Zauberin war im Begriff, den Mann zu töten.

Ich schoß, ohne mir die Zeit zu nehmen, zu zielen. Die Kugel verfehlte das Rattenmädchen auch prompt.

Aber ich erreichte mit dem Schuß, daß Arma von dem Uniformierten abließ. Mit einem weiten Satz brachte sie sich in Sicherheit, ging hinter einem Mauerfragment in Deckung.

Als sie Sekunden später wieder zum Vorschein kam, hatte sie sich zurückverwandelt und war wieder die kalte, gefährliche Schönheit, die wir kannten. Pfeilschnell flitzte sie durch die Dunkelheit.

Mein Colt verfolgte ihren Lauf. Ich drückte ab, doch sie hatte das verdammte Glück, ausgerechnet in diesem Moment einen Haken zu schlagen, wodurch ihr auch ein zweiter Treffer erspart blieb.

Gleich darauf war sie nicht mehr zu sehen. Mr. Silver und ich stürmten nicht sofort hinter ihr her, sondern kümmerten uns zuerst um den Polizisten.

»Sind Sie verletzt?« fragte der Ex-Dämon.

»Zum Glück nicht«, keuchte der Uniformierte und erhob sich schwerfällig. »Haben Sie dieses Mädchen gesehen?« Er schüttelte den Kopf. »Es ist ein Alptraum.«

»Sie ist eine gefährliche Zauberin«, sagte ich. »Wir sind hinter ihr her, um ihr und ihrem Freund das Handwerk zu legen.«

Der Polizist erfuhr von mir, was lief. Er schüttelte wieder den Kopf. »Also bald wundert mich überhaupt nichts mehr.« Plötzlich erschrak er. »Mein Gott, Ted Dobbic. Er muß sich in den Keller begeben haben. Ich glaubte vorhin Schüsse gehört zu haben.«

»Sie verlassen die Ruine«, sagte ich hastig.

»Ich kann doch Ted nicht im Stich lassen.«

»Um den kümmern wir uns«, sagte ich. »Sie könnten ja doch nichts

für ihn tun. Sie würden sich nur noch einmal in große Gefahr begeben.«

Der Polizist nickte. Wir konnten uns darauf verlassen, daß er zum Streifenwagen zurückkehrte und wartete.

Ich sagte ihm, daß es keinen Zweck hatte, Großalarm auszulösen, denn hier konnten seine Kollegen nie gewinnen, nur verlieren.

Er verließ die Ruine, und wir wandten uns in die Richtung, in die Arma gelaufen war, denn dort mußte sich irgendwo der Kellerabgang befinden.

Ich vibrierte innerlich. Wir wußten nicht nur, was gespielt wurde, sondern waren unseren Gegnern auch schon sehr nahe.

Arma und Metal! Es wäre ein großer Erfolg für uns gewesen, wenn wir es geschafft hätten, diese beiden gefährlichen Gegner zu besiegen.

Wir setzten unseren Weg fort, doch wir kamen nicht weit, denn Arma schickte uns die Monsterratten entgegen.

***

Die Zauberin errichtete auf der Treppe eine magische Barrikade. Sie gab sich keiner Täuschung hin, sondern wußte, daß sie Mr. Silver damit nicht aufhalten konnte.

Aber es würde ihn Zeit kosten, die Barrikade zu durchbrechen, und diese Zeit konnten sie und Metal nützen.

Das schöne Mädchen hastete durch den finsteren Keller. Augenblicke später sah sie Metal, den Silbersarg, Fystanat – und Ted Dobbic, der hilflos an der Wand hing und von dort oben nicht herunter konnte, weil Metals Magie ihn festhielt.

»Metal!« keuchte die Zauberin. »Tony Ballard und Mr. Silver befinden sich in der Ruine!«

Der Silberdämon verzog sein Gesicht zu einem breiten Grinsen.

»Gut«, dehnte er. »Das ist sehr gut. Diese Entwicklung gefällt mir.«

»Sollten wir uns nicht absetzen?«

Metal blickte seine Freundin entrüstet an. »Ich hab' wohl nicht richtig gehört! Du willst vor den beiden weglaufen? Und der Silbersarg? Und Fystanat? Und alles, was wir uns vorgenommen haben? Nein, Arma, wir ergreifen vor denen nicht die Flucht. Wir werden gegen sie kämpfen und sie besiegen, und dann werden auch sie im Sarg der tausend Tode ihr qualvolles Ende finden!«

»Ich glaube, du machst einen Fehler, Metal. Ich bin nicht dagegen, daß wir Tony Ballard und Mr. Silver bekämpfen, aber wäre es nicht klüger, wenn wir sie uns getrennt vornehmen würden?«

»Ich habe auch dann keine Angst vor ihnen, wenn sie zusammen sind«, tönte Metal grimmig.

»Das hat doch mit Angst nichts zu tun. Auch ich fürchte die beiden nicht, aber ich habe etwas gegen Konfrontationen, die zu ausgeglichen

sind.«

»Zu ausgeglichen? Daß ich nicht lache. Wir beide sind denen doch weit überlegen.«

Arma zweifelte vor allem daran, daß Metal dem Ex-Dämon Mr. Silver überlegen war. Die beiden stammten aus derselben Welt, verfügten über dieselben Fähigkeiten, besaßen beide die gleiche starke Magie. Wie sollte da einer dem anderen überlegen sein?

Da der Silbersarg nach Metals Ansicht schon bald viel zu tun kriegen würde, beschloß der Silberdämon, jetzt gleich mit Fystanat den Anfang zu machen, damit der Sarg der tausend Tode dann für Tony Ballard und Mr. Silver frei war.

»Fystanat!« rief Metal mit schnarrender Stimme. »Bist du bereit?«

»Wenn du mich tötest, werde ich dich verfluchen!« knirschte der Mann aus der Welt des Guten. »Wo du auch hingehst, mein Fluch wird dir folgen und dich eines Tages vernichten!«

Metal lachte. »Schöne Worte. Aber leer. Ich fürchte deinen Fluch nicht, denn er kann mir nichts anhaben.«

Er wandte sich an Arma und sagte ihr, sie solle zur Seite treten.

Und dann begann er mit seinem Höllenzauber.

Er streckte die Hände aus, die sich sogleich mit einem silbrigen Flirren überzogen. Seine nach unten gerichteten Handflächen begannen zu leuchten. Der Schein, der davon ausging, fiel wie ein Lichtvorhang auf den Silbersarg.

Metal konzentrierte sich auf die Totenkiste. Die Kraft seines Geistes öffnete den schweren Silberdeckel, und Licht, wie es normalerweise nur vom Mond kam, flutete aus dem Sarg, dessen Inneres mit langen, schlanken, tödlich spitzen Dornen gespickt war.

Auch die Innenseite des Sargdeckels wies diese blitzenden Silberstacheln auf.

Ted Dobbic war fassungslos. Daß das alles wirklich passierte, konnte er nicht begreifen. Wie hatte er glauben können, Metal wäre ein Verrückter?

Ich bin der Verrückte! dachte der Polizist, während er schaudernd in den offenen Sarg starrte, der ihm vorkam wie ein großes Maul, das darauf wartete, ein Opfer zu verschlingen.

Dobbic versuchte freizukommen. Er drehte und wand sich, wölbte den Körper nach vorn, doch nichts half. Metals Magie hielt ihn weiterhin fest. Also konnte er die Hoffnung auf Flucht aufgeben.

Das mondhelle Leuchten, das dem Silbersarg entstieg, strahlte auf Metals Gesicht. Um die Mundwinkel des Silberdämons hing ein gefrorenes, grausames Lächeln.

»Der Sarg der tausend Tode, Fystanat«, sagte Metal hart. »Er ist für dich bereit. Komm!«

Metal drehte sich langsam um.

»Komm!« sagte er wieder, und seine ausgestreckten Arme wiesen nun in Fystanats Richtung. Der Mann aus der Welt des Guten konnte nicht verhindern, daß Metals Magie auf ihn einwirkte.

Fystanat spürte kalte Klauen, die nach ihm griffen, ihn packten und hochhoben. Er konnte sich immer noch nicht bewegen, schwebte aber durch Metals magische Kraft.

Senkrecht stieg er hoch. Mehr und mehr entfernte er sich vom Boden. Metal holte ihn langsam zu sich.

Fystanat schwebte auf den Silberdämon zu. Als er ihn erreichte, stoppte ihn Metal. Waagrecht hing der Mann aus der Welt des Guten in der Luft. Das Ganze sah nach einem Zaubertrick aus, wie er auf den Varietébühnen der ganzen Welt gezeigt wird.

Doch dies hier war kein raffiniert getarnter Trick. Hier wurde nicht getäuscht. Fystanat hing nicht an unsichtbaren Fäden.

Er wurde nur durch Metals magische Kraft in Schwebe gehalten.

Wenn Fystanats übernatürliches Zentrum nicht blockiert gewesen wäre, hätte er Metals Magie zerstören können.

Doch er war dem Dämon rettungslos ausgeliefert. Metal neigte den Kopf etwas zur Seite und blickte Fystanat ins Gesicht.

»Angst?«

»Nicht vor dir!« knurrte Fystanat.

»Aber vor dem Sarg der tausend Tode«, sagte Metal spöttisch.

»Er wird dich fressen. Seine Silberstacheln werden deinen Körper durchdringen und schwarzmagische Ströme hineinjagen. Sieh nur, wie er auf dich wartet, dieses gierige Ungeheuer. Er kann es nicht mehr erwarten, dich zu verschlingen.«

Metal trat zur Seite. Fystanat schwebte an ihm vorbei, und Augenblicke später hing er über dem offenen Sarg.

Er wußte, daß er verloren war, aber er bat Metal nicht um Gnade.

Wenn es sein mußte, würde er sterben, und er würde dem Silberdämon nicht die Freude machen, im Sarg der tausend Tode zu schreien.

***

Sie schossen aus der Dunkelheit auf uns zu. Ich sah nicht, wie viele es waren, dachte nur daran, daß sie Fystanat zum Verhängnis geworden waren und daß ich mich vor ihnen höllisch in acht nehmen mußte.

Mr. Silver hatte es besser als ich. Er erstarrte zu Silber und war gegen Rattenbisse gefeit. Deshalb konzentrierte sich der Angriff der Monsterratten mehr auf mich, denn mich hielten sie für eine leichte Beute.

Ich sprang zu einer bröckeligen Mauer, um mir den Rücken freizuhalten. Zwei geweihte Silberkugeln hatte ich bereits durch den Lauf gejagt. Es befanden sich also noch vier Kugeln in der Trommel.

In solchen Situationen war es verdammt wichtig, daß man haargenau wußte, wieviel Schuß einem noch zur Verfügung standen.

Und nach Möglichkeit sollte jeder Schuß, den man abfeuerte, ein Treffer sein. Die erste Ratte sauste auf mein linkes Bein zu.

Ich wich nicht aus, sondern richtete den Diamondback auf das Tier und zog den Stecher durch. Eine grelle Feuerblume platzte auf und schleuderte dem Nager den geweihten Silbertod entgegen.

Getroffen zerplatzte das Monstervieh und verging. Natürlich spielte sich das alles wesentlich schneller ab, als ich es hier beschreiben kann. Ich kam kaum zum Atemholen.

Die nächsten Nager attackierten mich. Ich tötete sie. Ein Tier wollte mir an die Kehle springen. Ich sah es durch die Luft fliegen und federte zur Seite.

Die Bestie knallte gegen die Mauer, und ich gab ihr mit meinem magischen Ring den Rest. Der Treffer bewirkte, daß das Fell aufriß und sich mit dem Fleisch vom Skelett schälte, ehe es sich auflöste.

Sobald ich die letzte Kugel verfeuert hatte, holte ich den Speedloader aus der Tasche. Er erlaubte es mir, alle sechs Kammern der Trommel gleichzeitig zu laden, und das in Sekundenschnelle, und darauf kam es an.

Mr. Silvers Finger glichen tödlichen Bajonetten, mit denen er einen Nager nach dem anderen durchbohrte.

»Tony!« brüllte der Ex-Dämon im nächsten Augenblick.

Ich sackte blitzschnell in die Hocke, konnte aber nicht verhindern, daß die Monsterratte, die mich attackierte, gegen meine Brust prallte.

Sofort biß die Bestie zu. Die scharfen Nagezähne bohrten sich durch alles, was ich am Leib hatte, erreichten zum Glück aber nicht meine Haut.

Mit einem zornigen Faustschlag beförderte ich die Monsterratte zu Boden, wo sie quiekend verendete, weil ich sie mit dem Ring getroffen hatte.

Und plötzlich war Ruhe. Kein Angriff erfolgte mehr. Hatten die Ratten eingesehen, daß auch ich keine leichte Beute war? Oder gab es keines von diesen widerlichen Tieren mehr?

»Die haben wir geschafft«, sagt Mr. Silver.

Er war fürwahr ein seltsamer Anblick – ein Mann, ganz aus Silber, und doch keine Statue, sondern ein lebendes Wesen, mindestens ebenso beweglich wie ich.

»Wir müssen in den Keller«, erwiderte ich. Meine Nackenhärchen sträubten sich, als ich daran dachte, um wie vieles besser Metals Situation war.

Der Silberdämon hatte Fystanat und den Polizisten in seiner Gewalt. Die beiden waren ein gutes Faustpfand, mit dem uns der Silbermann unter Druck setzen konnte.

Würde er sich zu dieser gemeinen Gangart entschließen? Zuzutrauen wär's ihm gewesen. Wir eilten durch die Finsternis, dorthin, wo Arma verschwunden war.

Als wir die Stelle erreichten, wo ich Arma aus den Augen verloren hatte, entdeckte ich den Kellerabgang.

Einen Meter vor Mr. Silver stürmte ich die Stufen hinunter. »Sei vorsichtig, Tony«, warnte mich der Ex-Dämon. »Sie hat garantiert eine Sperre errichtet!«

Kaum hatte er ausgesprochen, da prallte ich auch schon in vollem Lauf gegen diese unsichtbare Sperre, die eisenhart war.

Hinzu kam ein schneidender Magieschock, der mich mit unerhörter Wucht traf und zu Boden schleuderte.

Ich ächzte und krümmte mich, während ein irrer Schmerz durch meinen Körper raste. Ich biß die Zähne zusammen und quälte mich hartnäckig wieder auf die Beine.

»Ich hab's gesagt«, bemerkte Mr. Silver.

»Hättest du's nicht eine Sekunde früher sagen können?«

»Aha. Wer ist wieder einmal schuld?«

»Du. Ist doch klar. Los, räum die Barrikade weg, Silver. Nun mach schon. Wir haben keine Zeit!«

Der Ex-Dämon wuchtete seinen silbernen Körper gegen die unsichtbare Sperre. Ich vernahm ein helles Klirren, doch die Barrikade hielt stand.

Der Hüne griff mit seinen Silberhänden in die Sperre und versuchte sie auseinanderzureißen. Ich sah ihm an, wie sehr er sich anstrengte.

Er mußte seine ganze Kraft aufbieten, um die Barrikade auseinanderzunehmen. Am schwierigsten war das erste Stück.

Sobald er das geschafft hatte, fiel die gesamte magische Blockade krachend in sich zusammen und hörte gleichzeitig auf, zu existieren.

Der Weg in den Keller war frei. Mr. Silver verlangte, ich solle ihm den Vortritt lassen. Konnte er gern haben. Mein Übereifer war ein bißchen gebremst worden.

Ich fiel einen halben Schritt zurück. Vielleicht sah es so aus, als würde der Ex-Dämon mich in den Schatten drängen, doch das war nicht meine Ansicht. Okay, Mr. Silver leistete manchmal mehr als ich, aber war das im Grunde genommen nicht völlig egal?

Sollte nicht einzig und allein der Erfolg zählen? War es denn so wichtig, wer den entscheidenden Schlag führte?

Sollte nicht nur zählen, daß er überhaupt geführt worden war?

Ich konnte und wollte mich nicht mit Mr. Silver messen.

Es wäre lächerlich gewesen, mit einem Ex-Dämon konkurrieren zu wollen. Ich betrachtete Mr. Silver und mich als eine Einheit, und wenn ein Erfolg errungen war, dann hatten wir ihn beide errungen, nicht er oder ich.

Immer tiefer gelangten wir in den Fabrikkeller. Wo waren Arma, Metal, Fystanat, der Polizist? Wo stand der Sarg der tausend Tode?

Die Antwort auf all diese Fragen erhielt ich wenige Augenblicke später, und, Freunde, mir blieb das Herz vor Schreck stehen.

***

Der Silbersarg stand mit offenem Deckel auf dem Boden, und Licht – einem Mondschein ähnlich – strahlte aus ihm.

Doch das war es nicht, was mich so sehr schockte. Fystanat war es, der sich in einer entsetzlichen Lage befand.

Starr schwebte er über dem offenen Sarg. Er wurde nur von Metals magischer Kraft gehalten. Der Silberdämon brauchte ihn nur loszulassen, dann fiel der Mann aus der Welt des Guten in diesen mit Silberstacheln gespickten Totenbehälter und war verloren.

In diesem Moment ließ ihn Metal mit triumphierendem Gelächter los. Fystanat fiel, und mir krampfte es das Herz zusammen.

Mußte der Mann aus der Welt des Guten tatsächlich ein so grauenvolles Ende nehmen? Nein, es blieb ihm erspart, denn Mr. Silver fing ihn mit seiner blitzschnell aktivierten Magie auf und ließ ihn vor dem Silbersarg sachte zu Boden gleiten.

Das machte Metal rasend vor Wut. Auch sein Körper wurde zu Silber, und er griff den Ex-Dämon brüllend an.

Mein Freund rannte ihm entgegen. Zwei Giganten gerieten aneinander. Aus ihren Augen rasten Feuerlanzen, die der Gegner jedoch zunichte zu machen wußte.

Sie attackierten einander mit gebündelter Magie und spielten alle Fähigkeiten aus, bevor sie noch Körperkontakt hatten. Doch für jeden Angriff gibt es eine Abwehr.

Für jeden Zauber gibt es einen Gegenzauber. Schlag und Gegenschlag blieben ohne Wirkung, und so blieb diesen starken Silberwesen nichts anderes übrig, als all ihre übernatürlichen Fähigkeiten beiseite zu lassen und einander einen erbitterten Kampf mit den Fäusten zu liefern.

Erst wenn einer von beiden angeschlagen war, würde sein Gegner ihn blitzschnell unter Zuhilfenahme von starker Magie vernichten.

Hart prallten die beiden Silberkörper gegeneinander. Metal umklammerte Mr. Silvers Oberkörper mit beiden Armen.

Der Ex-Dämon ließ sich fallen. Knirschend entglitt er dem Griff des Gegners, stieß ihm einen Fuß in den Bauch und brachte ihn zu Fall.

Metal schnellte mit einer Rolle rückwärts wieder auf die Beine, und auch Mr. Silver federte hoch.

Wie zwei gleichstarke Ringer verkrallten sie sich ineinander. Jeder gab sein Bestes, kämpfte mit letztem Einsatz, denn beide wußten, daß es nur einen Sieger geben würde, und daß der Verlierer sterben

mußte.

Mr. Silver zeigte mehr Kampferfahrung. Ein leichter Vorteil zeichnete sich für ihn ab, doch er war noch meilenweit davon entfernt, diesen Kampf gewonnen zu haben.

Ein Tritt Metals holte ihn von den Beinen, aber der Ex-Dämon ließ den Gegner nicht stehen.

Als ihm der Silberdämon beide Fäuste gleichzeitig in den Nacken schlagen wollte, kippte sein Oberkörper in Gedankenschnelle zur Seite, und mit seinem Schwung riß er Metal um.

Sofort warf sich Mr. Silver auf ihn. Er spreizte die Finger und wollte sie Metal in die Augen stoßen, doch er traf nur Metals Handkante, die dieser zwischen seine Augen und Mr. Silvers Finger schob.

Ein Faustschlag folgte, der Mr. Silver zur Seite warf, und Augenblicke später stand der Silberdämon bereits wieder auf den Beinen.

Diese Schilderung mag sich anhören, als hätten nur die beiden Silberwesen gekämpft, und wir hätten ihnen dabei nur zugesehen.

Doch das war nicht der Fall. Während dieser Kampf der Titanen tobte, wandte sich Arma mir zu.

Sie starrte mich durchdringend an, und ich spürte, daß sie auch mir das Augenlicht rauben wollte.

Aber ich war nicht ganz so hilflos wie die bedauernswerten Menschen, die sie zu ihren blinden Dienern gemacht hatte.

Ich besaß meinen magischen Ring, und den setzte ich gegen Armas Zauberkraft ein, indem ich meine Faust vorstieß.

In Armas Richtung stieß ich den Ring, auf Augenhöhe, und der schwarze Stein zerstörte die gegnerische Kraft, die mich blenden wollte.

Ich stürmte vorwärts. Damit rechnete Arma garantiert nicht. Ich überrumpelte sie mit meiner Respektlosigkeit.

Ein eiskalter Magieblock versuchte mich zu stoppen, doch mein Ring durchstieß ihn und brachte ihn zum Bersten.

Ich hetzte weiter. Immer schneller wurde ich. Die verdammte Zauberin sollte mich nicht aufhalten.

Aber sie schaffte es. Etwas umschlang blitzschnell meine Beine, wickelte sich um die Fußgelenke – ein harter Ruck, und ich fiel auf den Boden.

Flimmernde Fäden, ausgehend von Arma, schossen auf mich zu und wickelten sich um meinen Hals. Brutal schnitten sie ins Fleisch und nahmen mir den Atem, während Arma dafür sorgte, daß ich meine Arme nicht heben konnte.

In dieser kritischen Situation fiel mir der Mörder mit der Geisterschlinge ein, gegen den ich vor etwa einem Jahr gekämpft hatte.

Er wollte mich aufknüpfen und hätte es auch beinahe geschafft.[8]

Meine Atemnot war damals ebenso groß gewesen wie heute.

Nebel waberte auf einmal vor meinen Augen.

Meine Umgebung verschwamm, während ich in panischer Angst nach Atem rang. In diesem trüben Wabern sah ich Arma, deren schönes Gesicht sich zu einer grausamen Fratze verzerrte.

»Stirb!« schrie sie mit schriller Stimme. »Stirb, Tony Ballard! Jetzt habe ich dich endlich soweit, Dämonenhasser! Nun trifft dich mein Zorn! Und damit der Zorn der gesamten schwarzen Macht!«

Es ist entsetzlich, zu ersticken. Mir quollen die Augen hervor und ein schneidender Schmerz wühlte sich durch meinen Hals.

Ich bot all meinen Willen auf. Die Anstrengung trieb mir den Schweiß auf die Stirn. Ich konzentrierte mich auf meine rechte Hand und zwang sie entgegen Armas Willen, mir zu gehorchen.

Es war wohl der Ring, der mich dabei unterstützte. Jedenfalls schaffte ich es noch vor dem Blackout, den Ring an die Kehle zu bringen.

Ich setzte zitternd den Stein an und zog ihn nach unten. Die widerstandsfähigen Fäden, die mich erdrosseln sollten, schnellten wie gekappte Klaviersaiten von meinem Hals.

Und ich bekam wieder Luft. Herrliche, lebenswichtige Luft, die ich gierig in meine Lungen pumpte.

Als Arma das sah, hetzte sie auf mich zu. Ihre Hände wurden zu krallenbewehrten Klauen. Es war vorbei mit dem trüben Wabern vor meinen Augen. Ich sah Arma überdeutlich und scharf.

Nun wollte sie mich eigenhändig umbringen. Um das zu verhindern, gab es für mich nur eines: den Colt Diamondback.

Vermutlich war sie stark genug um von einer geweihten Silberkugel nicht getötet zu werden, aber das Geschoß würde sie auf jeden Fall schwächen.

Ich drückte ab. Der Diamondback bäumte sich in meiner Faust auf. Getroffen stoppte Arma. Ich schoß noch einmal, und diesmal stieß meine Kugel die gefährliche Zauberin zurück.

Sie stolperte über Fystanats Fuß, blieb mit dem Hacken daran hängen, und das wurde für sie zum tödlichen Verhängnis, denn sie fiel rückwärts in den offenen Silbersarg.

Dem Sarg war es egal, wen er tötete. Ob gut, ob böse – er vernichtete jegliches Leben.

Die langen Silberstacheln durchbohrten Arma. Dann klappte der Deckel zu.

Es war ähnlich wie wenn das Maul eines Krokodils zuschnappt.

Nun starb Arma tausend Tode.

***

Der Schrei, der Armas Sturz folgte, riß Mr. Silver und Metal

auseinander. Sie stellten den Kampf für einen Augenblick ein und sahen, wie der Deckel über der Zauberin zuklappte.

Armas Tod war ein schwerer Schock für Metal. Der Kampf war für ihn zu Ende. Als Mr. Silver sich wieder auf ihn stürzen wollte, kreiselte der Silberdämon herum und ergriff die Flucht.

Ich wollte ihn nicht entkommen lassen, riß mein Hemd auf und hakte den Dämonendiskus los. Die handtellergroße Scheibe wuchs sogleich zur dreifachen Größe an.

Mr. Silver jagte hinter Metal her. Ich rief ihm zu, er solle Platz für den Diskus machen, und der Ex-Dämon schaltete sofort.

Er warf sich zur Seite, denn er wußte, daß mein Diskus den Silberdämon vernichten konnte. Ich spannte jeden Muskel meines Arms. Doch als ich die milchig-silbrige Scheibe schleudern wollte, riß der Silberdämon eine Eisentür auf und verschwand dahinter.

Krachend flog sie hinter ihm zu. Der dumpfe Hall pflanzte sich durch den ganzen Keller fort. Mr. Silver stieß wüste Verwünschungen aus, die Metal galten.

»Wir müssen den Bastard kriegen, Tony!« rief der Ex-Dämon.

Gemeinsam rannten wir zu jener Eisentür. Wir hatten keine Ahnung, wohin sie führte, aber ich war davon überzeugt, daß Metal sie magisch gesperrt hatte.

Und ich irrte mich nicht. Mr. Silver, dem ich den Vortritt ließ, prallte gegen das Eisen und fluchte. Dann legte er die Hände flach gegen die Tür und zertrümmerte die Sperre mit einem magischen Sprengsatz, den er voll aktivierte.

Die Tür flog auf. Wir stürmten weiter, in einen finsteren Gang. In mir brannte immer noch das ungestillte Verlangen, Metal zu vernichten. Aber wo war er?

Wir rannten bis zum Ende des Ganges. Jede Möglichkeit sich zu verstecken, fiel uns auf. Metal entdeckten wir nirgends. Wir kehrten um. Die Jagd war für uns noch nicht zu Ende.

Wir hofften, Metal doch noch irgendwo aufzustöbern, doch dies Hoffnung erfüllte sich leider nicht. Ich entdeckte eine rostige Eisenleiter, und wir konnten sicher sein, daß Metal über sie die Flucht geglückt war.

Erst jetzt entspannte ich mich. Es erfüllte mich nicht gerade mit großer Freude, daß sich in letzter Zeit die Teilerfolge häuften. Das waren Siege, die einen bitteren Nachgeschmack hatten, und darüber ärgerte ich mich.

So war es auf dem Schiff der schwarzen Piraten gewesen, und nachher, als wir Rufus' und Magos Pläne durchkreuzten – und so war es nun wieder. Mist! Da uns Metal entkommen war, sah ich in der Ferne düstere Schatten für uns aufziehen.

Ich hatte seine Freundin Arma getötet. Das würde er mir nie

verzeihen. Mr. Silver dachte an dasselbe wie ich und sagte: »Er wird uns von nun an mit seiner Rache verfolgen. Es wird nicht eher Ruhe sein, bis entweder er oder wir tot sind.«

Als wir vor dem Silbersarg standen, in dem Arma lag, machte sich der Polizist bemerkbar, den Metals Magie immer noch an der Wand festhielt. Mr. Silver holte ihn herunter.

Wir erfuhren, daß der Mann Ted Dobbic hieß. Er sagte: »So etwas habe ich noch nicht erlebt.«

»So etwas werden Sie höchstwahrscheinlich auch nie wieder erleben«, sagte Mr. Silver lächelnd. »Und darüber sollten Sie froh sein.«

»Wenn ich diese geballte Ladung Horror als Bericht zu Papier bringe, fliege ich in hohem Bogen aus der Polizei raus.«

»Oh, das glaube ich nicht«, widersprach ich dem Uniformierten.

»Es gibt eine Spezialabteilung bei Scotland Yard. Da wird man Ihnen Glauben schenken. Auch wir werden uns mit diesen Leuten in Verbindung setzen.«

»Kann ich… Kann ich gehen?« fragte Ted Dobbic.

Wir nickten. »Ihr Kollege wartet im Wagen auf Sie« sagte ich.

Dobbic ging, und wir kümmerten uns um Fystanat, der reglos vor dem Silbersarg lag. Er erklärte uns, wodurch diese Starre eingetreten war. Mr. Silver hätte es auch so gewußt.

Er hatte das schon bei Neville O'Neill erlebt und konnte dem Mann helfen, indem er die Bißwunde aussaugte. Es sollte sich aber herausstellen, daß die Sache in Fystanats Fall schlimmer war.

Der Mann aus der Welt des Guten war nicht nur einmal, sondern mehrere Male gebissen worden, und das magische Gift hatte zuviel Zeit gehabt, Fystanat zu verseuchen.

Da war nichts mit Aussaugen. Mr. Silver versuchte es zwar, aber er mußte bald resignieren. Da lag er nun – Fystanat –, ein Mann, der gekommen war, um der Menschheit zu helfen.

Lag da und brauchte selbst Hilfe, die weder ich noch Mr. Silver ihm geben konnten. Welche Tragik.

»Was machen wir denn nun mit ihm?« fragte der Ex-Dämon.

»Bringt mich zu Pakka-dee«, verlangte Fystanat.

Ich nickte. »Das wollte ich auch vorschlagen.«

»Und der Sarg der tausend Tode?« fragte Mr. Silver. »Wenn er hier stehenbleibt, kann das gefährlich werden. Er wird weitere Opfer haben wollen.«

»Mach mal auf«, verlangte ich.

Mr. Silver versuchte es, doch er schaffte es nicht. »Er will nicht«, sagte der Ex-Dämon grimmig.

»Aber Metal hat ihn doch auch aufgekriegt, und du bist nicht schwächer als er.«

»Der Sarg muß sich öffnen lassen wollen, sonst hat man keine Chance, den Deckel aufzukriegen«, sagte Mr. Silver. Er versuchte die Silberkiste hochzuheben. Auch das ging nicht. Der Sarg schien im Boden Wurzeln geschlagen zu haben. »Er will nicht mehr weg von hier«, sagte mein Freund.

»Dann müssen wir dafür sorgen, daß niemand diesen Keller betreten kann«, sagte ich, und ich dachte vor allem an dicke Gitter mit widerstandsfähigen Schlössern, die ein Eindringen in den Keller unmöglich machten. In der weiteren Folge würden wir uns dann etwas einfallen lassen müssen, denn es stand fest, daß der Sarg der tausend Tode hier nicht für immer bleiben konnte.

Man mußte ihn zerstören – und irgend jemand mußte uns sagen, wie.

Wir hievten Fystanat hoch und trugen ihn zum Peugeot. Bevor wir ihn bei Daryl Crenna ablieferten, fuhren wir bei Errol Lindsays Haus vorbei, und dort erlebten wir eine erfreuliche Überraschung.

Mit Armas Tod hatten die sechs Menschen ihr Augenlicht wiederbekommen.

Ihre Freude darüber kann man gar nicht beschreiben. Wir freuten uns mit ihnen. Als wir wieder in den Wagen stiegen, begann der Morgen zu grauen. Ein neuer Tag kündigte sich an.

Was würde er bringen? Zunächst einen Besuch bei unseren Freunden Pakka-dee und dem Gnom Cruv. Anschließend ein Besuch bei dem Taxifahrer Ernest Fitzpatrick, mit dem unser neues Abenteuer angefangen hatte.

Und dann wollte ich schlafen – bis weit in den Nachmittag hinein. Ich spürte, wie dringend ich das nötig hatte…

ENDE

[1]Siehe Tony Ballard Nr. 21 »Die Totenuhr«
[2]Siehe Tony Ballard Nr. 20 »Das Schiff der schwarzen Piraten«
[3]Siehe Tony Ballard Nr. 1 »Wenn sie aus den Gräbern steigen…«
[4]Siehe Tony Ballard Nr. 10 »Die weiße Hexe«
[5]Siehe Tony Ballard Nr. 18 »Der Schatz der toten Seelen«, und folgende
[6]Siehe
[7]Siehe Tony Ballard Nr. 12 »Der Silbermann«
[8]Siehe